Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

Nr. 40 Leipzig, den 3. Oktober **1895**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Der Christ und die Tugenden der Heiden — Religion innerhalb der Grenzen der Humanität: Erste Hälfte — Zwingli — Der achtundzwanzigste Kongreß für Innere Mission in Posen. Erste Hälfte — Was meinen wir mit der Frauenfrage? Erste Hälfte — Friedrich Nietzsche: 1. Kindheit und Knabenzeit; 2. In Pforta — Der Evangelimann, eine Laienpredigt — Bücher und Schriften: Die älteste Hochzeitsdarstellung in der christlichen Kunst; Das Mönchtum, seine Ideale und seine Geschichte; Die heilige Elisabeth; Zum Gedächtnis des großen Krieges — Verschiedenes: Balfour und Huxley; Aus Baden. Zum Fall von St. Roman; Römische Marienblüten; Zur Bibelkenntnis in der Presse; Eine Verhöhnung christlicher Glaubensstärke — Quittung — Anzeigen

Der Christ und die Tugenden der Heiden

Und alles, was ihr thut mit Worten oder mit Werken, das thut alles in dem Namen des Herrn Jesu und danket Gott und dem Vater durch Ihn. Kol. 3, 17.

Welchem denkenden Christen hätte nicht einmal das Wort Augustins die Seele beschwert: Die Tugenden der Heiden sind glänzende Laster! Wir waren wohl fast alle bereit, dieses Bonmot für eine unerträgliche Anmaßung zu halten, die wir von unserm christlichen Standpunkte aus ablehnen dürften und müßten. Aber vielleicht liegt dem allerdings sehr lebhaft empfundnen Worte eine Wahrheit zu Grunde, die wir auch als evangelische Christen festzuhalten alle Ursache haben.

Wenn der Apostel im oben angeführten Spruch von uns verlangt, daß wir in all unserm Thun und Lassen uns als Leute aus der Schule unsers Herrn und Meisters Jesu beweisen sollen, so fordert er eine durchaus andre Moral von uns als die Heiden sie haben. Nun wird weder ihm, noch dem Augustin, noch uns verborgen geblieben sein, daß auch ein Heide reich an Tugenden sein kann. Liegt nicht der erzieherische Wert der frühen Beschäftigung mit der antiken Welt darin, daß uns in ihr Gestalten begegnen, deren sittliche Stärke sehr wohl dazu angethan ist, empfängliche Gemüter zur Nacheiferung anzuregen? Der Glanz ihrer Tugend leuchtet uns ins Herz hinein — und doch fehlt ihnen das Beste: sie wissen nicht, was das heißt, ein Jünger Jesu sein.

Messen wir Tugend mit Tugend, so ist gewiß die einzelne gute Handlung des Heiden genau so viel wert wie die einzelne gute Handlung des Christen. Hilft ein Christ einer armen Familie aus der Not und thut dasselbe ein Ungläubiger, so ist das auf den äußern Vorgang angesehen ein und dieselbe Wohlthat. Aber die Gesinnung des Herzens wird doch eine verschiedne sein, und die That wird sich anders einreihen in das gesamte Lebenswerk der beiden.

Ich mache einen doppelten Vorbehalt. Erstens: die That oder die Tugend muß wirklich in diesem angenommnen Falle die gleiche sein. Hilft der Heide, und der Christ dagegen hilft nicht, so ist der Heide von den beiden der bessere Christ. Hierfür haben wir das klassische Zeugnis unsers Herrn Jesus selber. In der Geschichte vom barmherzigen Samariter ist der Samariter, d. i. der Heide, gegenüber dem Priester und dem Leviten der rechte Israelit.

Zweitens: wenn wir hier von Christen und Heiden, Gläubigen und Ungläubigen reden, so nehmen wir die Worte in ihrem strengen Sinn. Nicht wie leider innerhalb der Kirche mancher „ungläubig“ gescholten wird, der sein Stück Christentum doch im Herzen hat.

Dann aber bleibt es dabei: nur der gläubige Christ kann sein Thun und Lassen vollbringen im Namen Jesu, als ein Jünger Jesu, getragen von seinem Geist. Es kommt doch schließlich für die Beurteilung eines Menschen nicht so sehr an auf seine einzelne That, wie wichtig diese auch an ihrem Orte sein mag. Es kommt an auf seine Gesinnung, seine Beweggründe, seine Lebensrichtung. Derselbe Heide, der aus Mitleid oder aus angeborner Gutmütigkeit oder aus einem andern Motiv einem Notleidenden half, ist vielleicht in einem andern Falle, wo Selbstsucht und Leidenschaft konkurriren, hart, gleichgiltig, grausam. Jesus Christus hat seine Jünger dazu erzogen, daß ihr Leben ein Leben der Liebe sein soll. Gleichwie des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele. Matth. 20, 28. Er hat uns nicht Gebote gegeben, nicht Tugenden gelehrt, sondern alles in Ein Gebot und Eine Tugend zusammengefaßt. Aus der Zersplitterung des der Welt zugewandten Lebens voll Tugenden und Untugenden, die sich einstellen, je nachdem der Mensch diesem oder jenem irdischen Gute nachjagt, hat Er uns errettet zu einem Leben aus dem Ganzen: Ein Gott, Ein höchstes Gut, Ein Ziel, Ein Weg, Eine Pflicht, Ein Motiv unsers ganzen Thuns und Lassens. Liebe Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen und deinen Nächsten als dich selbst. Haben wir dies begriffen, von Gottes Liebe ergriffen, so werden wir Menschen aus Einem Guß. Dann danken wir unserm himmlischen Vater durch Jesum, indem wir Ihm für seine erlösende Liebe den Tribut eines Lebens von Jüngern Jesu darbringen.

Dieser christlichen Lebensaufgabe gegenüber mögen die Tugenden der Heiden wohl einmal wirken wie Blendwerk der Hölle. Sie machen irre an der Erkenntnis des hohen Lebensinhalts, der uns in Jesus Christus aufgegangen ist. Sie führen auf die falsche Fährte, als könnte der Mensch auch aus eigner Kraft auf selbsterwählten Wegen gut, edel, vollkommen werden. Sie lenken uns den Blick zurück, und wir sollen doch vorwärts schauen.

Der Dienst dagegen, den uns die Tugenden der Heiden leisten können, ist der, daß wir mit Scham an unsre Brust schlagen. So handeln Heiden, und wir, die wir Christen sein wollen? Und so oft wir im Leben derlei Erfahrungen machen, soll uns ein Jesuswort — nach Matth. 5, 20 — ins Gewissen schneiden: Es sei denn eure Gerechtigkeit besser denn der Heiden und Gottlosen, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

R

Religion innerhalb der Grenzen der Humanität

Ein Kapitel zur Grundlegung der Sozialpädagogik. Von Paul Natorp. Freiburg i. Br. und Leipzig, 1894. 1,50 Mk.

1

Ich habe neulich über Häckels „Monismus“ berichtet. Die Lust, prinzipiell zu werden, mag den Jenaer Professor dazu befähigen, auf einem Gebiet, das er in allen Einzelheiten

beherrscht, zu interessanten und brauchbaren Gesamtanschauungen zu gelangen. Auf einem Gebiet, auf dem er so erstaunlich fremd ist, wie auf dem der Religionswissenschaft, insbesondre der Wissenschaft von der christlichen Religion, geziemt ihm ein vorsichtigeres und bescheidneres Auftreten. Herr Häckel mag es mir glauben, sein „Monismus“ berührt unsereinen genau so, wie ihn der Versuch eines braven, bibelfesten Landpastors berühren wird, die ersten Seiten der Bibel zur Aufstellung einer Lehre über Paläontologie zu benutzen, oder einen Sozialpolitiker der Versuch eines religiösen Schwärmers, aus den letzten Seiten der Bibel einen Leitfaden der Gesellschaftswissenschaft herauszuspinnen. Derselbe Forscher, der auf naturwissenschaftlichem Gebiet sich scheuen würde, ohne gründlichste Kunde der dahingehörigen Einzelerscheinungen auch nur einen Satz auszusprechen, leistet sich auf dem Gebiet der Wissenschaft von der Entwicklung des religiösen Gemütes die erstaunlichsten Konstruktionen ins Blaue hinein. Es ist geradezu, als müsse er sich dort gütlich thun für die Zucht, die er auf seinem Gebiet sich auferlegt. Nicht viel anders, als wie nach Nietzsche dieselben „vornehmen“ Menschen, die im „Verhalten gegen einander so erfinderisch in Rücksicht, Selbstbeherrschung, Zartsinn, Treue, Stolz und Freundschaft sich beweisen ... nach außen hin, dort, wo das Fremde, die Fremde beginnt, nicht viel besser“ sind „als losgelassene Raubtiere.“ Sie müssen sich austoben. Mögen andre das als vornehm schätzen!

Es ist eine psychologisch, fast möchte ich sagen, pathologisch überaus interessante Beobachtung, diese Jünger der allervorsichtigsten Wissenschaft, dieselben, die auf ihrem Gebiet nicht genug die Langsamkeit aller gesunden Entwicklung betonen können, auf den Gebieten der Religion und der Sozialpolitik herumtoben zu sehen. Ist denn die Religion kein organisches Gebilde, das sich langsam zu höhern Formen entwickelt? dessen einzelne Einrichtungen, Organe, Glaubensanschauungen langsam nur sich umbilden, langsam nur rudimentär werden, um höhern Gebilden Platz zu machen? Während auf dem Gebiete der Natur nach Darwinscher These nichts durch Revolution oder Neuschöpfung entstehen soll, alles nur durch langsame Fortbildung, soll auf den viel zartern Gebieten des menschlichen Geistes und der sozialen und politischen Einrichtungen ein willkürliches geschichtsloses Hineinphantasiren nnd Hineinprobiren das Gesunde sein?

Ich für meinen Teil halte dieses Häckelsche Buch für einen Ausläufer einer prinzipiell überwundnen Krankheitserscheinung, wie solche krankhafte Entwicklungen überall da aufzutreten pflegen, wo neue Bildungen in einem Organismus sich vorbereiten, einer Kinderkrankheit des modernen Geistes. Ich halte es für einen verspäteten Ausläufer Büchner-Vogtscher Gedankenkreise, die allerdings zur Zeit gerade in der Durchsickerung nach unten hin begriffen sind. Und ich kann auch diesem Buche gegenüber von der Zuversicht nicht lassen, daß das wunderliche und zum Teil sehr zufälligen Anlässen entsprungne Bündnis, das zur Zeit noch besonnene Wissenschaft und ziellose religiöse, soziale und politische Schwarmgeisterei zusammenbindet, seiner baldigen Auflösung entgegensieht.

Eines der Zeichen dafür ist mir das Natorpsche Buch über „Religion innerhalb der Grenzen der Humanität.“*)

2

Es ist eine ganz andre Luft, die dem entgegenschlägt, der von dem Jenaer Naturphilosophen sich zu dem Marburger Sozialpädagogen wendet. Soviel übermütiges Absprechen bei Häckel, soviel feines Verständnis bei Natorp; soviel windiges in die Luft Konstruiren dort, soviel vorsichtige Fundamentirung hier.

Die Schrift von Natorp ist eine Fundgrube wertvollster Bemerkungen zur Psychologie der Religion, deren Quelle im menschlichen Bewußtsein er in geistreichen Untersuchungen erforscht.

Als diese Quelle findet er mit Schleiermacher das Gefühl. Dieses Gefühl, sofern es Religion ist, beschreibt er als Gefühl des Unendlichen. Von der unendlichen gestaltlosen Welt des Gefühls unterscheidet er scharf „die Welten der Erkenntnis und des Willens und der künstlerischen Phantasie; der Theorie, der Praxis und der Poiesis,“ des Wahren, Guten und Schönen (S. 44). Und hier beginnt nun für mich der erste schwere Fehler. Der Erkenntnis, der Sittlichkeit und der Kunst nämlich erkennt er Objekte und eine gesetzmäßige Art des Wirkens zu. Dem gegenüber vertrete Religion die Beziehung auf das Subjekt. Diese Gegensetzung empfinde ich als schief. Natorp selbst nämlich schreibt bereits der Erkenntnis ein schöpferisches Moment zu, das sich weit deutlicher aber in der „Objektsetzung des Willens“ offenbare und noch freier im künstlerischen Schaffen. Andrerseits spricht er gelegentlich von einer „religiösen Logik“ im Sinne innerer Notwendigkeit (S. 25) oder von einer Unvermeidlichkeit gewisser Gedanken im Zusammenhang der religiösen Vorstellung (S. 78), ja er schildert ausführlich die in sich geschlossene und unter ihren Gesichtswinkeln durchaus folgerichtig erschlossene religiöse Anschauungswelt (S. 74 ff.). Ist es nicht ganz willkürlich, daß er dann plötzlich behauptet, das Gefühl habe kein Objekt und könne seiner Natur nach keins haben? Auf S. 55 berichtet er, wie das Gefühl „kühnlich das Unendliche als Gegenstand setzt.“ Aber weshalb nimmt er diese Objektivirung denn weniger ernst als die andern Gestaltungen des Bewußtseins? Und weshalb behauptet er, daß das Gefühl nicht gesetzmäßig vorgehe in seiner Objektsetzung, da er doch an andrer Stelle von dieser „Gesetzmäßigkeit“ der religiösen „Vorstellungs-“ und das heißt doch Objektivirungsweise sehr wohl weiß? In der Linie seiner Darstellung liegt es durchaus, die Objektsetzung des Gefühls als eine nur noch freiere und noch mehr schöpferische als die in Wissenschaft, Sittlichkeit und Kunst geübte anzuerkennen. Und wenn er nun gar (S. 46 ff.) zur Entwertung des Gefühls auf sein Hin- und Herschwanken zwischen Lust und Unlust hinweist, während Erkenntnis, Wille und künstlerische Phantasie dagegen unabhängig seien, wenn er darauf hinweist, wie z. B. die künstlerische Phantasie „das Gefühl in einer schönen Weise entbindend“ sich doch „in souveräner Höhe über ihm hält,“ ist es da nicht das Richtige, auch von der Religion anzuerkennen, daß sie, zwar noch mehr subjektiven Gefühlscharakter in sich bergend als in fortschreitendem Maße bereits Sittlichkeit und gar die Kunst, doch gleichfalls über die Gefühle von Lust und Unlust nach immanenten Gesetzen frei schaltet? Oder woher käme es, daß die Religion erfahrungsmäßig am meisten Märtyrer macht, also doch sicherlich recht unabhängig von den Gefühlen der Lust und Unlust ist! Alles in allem: die Aeußerung des Gefühls in den religiösen Ueberzeugungen ist gesetzmäßige Objektivirung wie Wissenschaft, Sittlichkeit, Kunst!

Also mit diesem beliebten Trinitätsschema, das schon soviel Konstruktirerei verursacht hat, ist es nichts. Wohl, Religion, indem sie als „Gefühl der Unendlichkeit“ und des „fernen Ideals“ uns fortwährend wachruft, als „lebendige Gewißheit einer Macht des Guten in der Welt, in den Herzen der Menschen und über sie“ uns zuversichtlich macht, ist sie das in uns, das allen Gestaltungen unsers Bewußtseins gleichmäßig eine gewisse innere Wärme giebt. Ist sie darum nichts weiter? Aber auch jede der drei andern Bewußtseinsgestaltungen ist zugleich ein das Ganze gleichmäßig durchdringendes Element, ohne darum sein Einzelleben aufzugeben! Jede von diesen nun also nicht drei sondern vier Formen ist in jeder andern: Sittlichkeit als Verantwortungsbewußtsein, Wissenschaft als Bewußtsein der Bedingungen und Mittel, Kunst als Bewußtsein ihrer Erscheinung, Religion als Bewußtsein einer geistigen Macht.

Nur ist auch hier Vorsicht nötig. Und zwar in mehreren Beziehungen:

1. Man soll sich bewußt halten, daß diese Vierteilung des geistigen Lebens auch nur ein Schema ist, vielleicht längst nicht das brauchbarste, beste, das angewandt werden könnte.

2. Damit ist gegeben, daß man nicht meinen soll, viel geschafft zu haben, wenn man die einzelnen psychologischen Erscheinungen glücklich hier oder dort eingereiht hat. Wert und Wahrheit der einzelnen Bewußtseinsaussagen ruht nicht in dem Schema,

*) Das Buch ist bereits in Nr. 30 durch Herrn Professor Chapuis in Lausanne eingehend besprochen worden. Es ist aber bedeutend genug, daß wir ihm auch den obigen Aufsatz widmen dürfen. Leser, denen unsre heutigen Ausführungen zu gelehrt dünken, bitten wir doch an dem ersten und vierten Stück nicht vorüberzugehen. D H

n dem man sie mehr oder weniger glücklich untergebracht hat, ondern in ihrer Brauchbarkeit zur Erhaltung oder Erhöhung es Lebens; von einer andern Seite aus gesehen: in der Gealt, mit der sie unser geistiges Leben ergreifen und beherrschen. Oder ist der Diamant wertloser geworden, seit man weiß, daß r aus demselben Stoff besteht wie die Kohle? Die Elemente es geistigen Lebens haben auch ihre Aggregatzustände. Derlbe Satz, der im Munde des einen verunglückte Wissenschaft: öhlerglaube ist, kann im Munde eines andern unter höherem Gemütsdruck diamantenharte Seelenkraft und damit Wahrheit in. Hier giebt es noch mehr zu forschen als unsre Schulsychologie sich träumen läßt. Indessen das führt zu weit.

3. Die besprochnen vier Elementarformen geistigen Lebens erhalten sich nicht gleichmäßig zu einander. Die eine verbindet ch lieber und leichter mit der als mit jener der drei andern. s giebt Wahlverwandtschaften unter diesen Elementen. Sittchkeit und Religion z. B. haben eine größere Affinität als twa Sittlichkeit und Wissenschaft. Im ganzen wird man sagen üssen, daß Religion das Element ist, das sich am leichtesten it jedem der andern verschweißt. Und hierin liegt die Urche des Natorpschen Irrtums, daß Religion keine eigne Bewußtseinsgestaltung sei.

3

Was ists nun mit dem Thema des Buches? „Religion nnerhalb der Grenzen der Humanität“? Was soll dadurch usgeschlossen werden? Was giebts noch außerhalb der Grenzen es Menschlichen? Die Transzendenz, das Uebersinnliche, sagt Natorp. Wohlgemerkt, das Unendliche an sich sei nicht zu leugnen. lber es als Objekt zu setzen, das ist der Fehler nach Natorp. Das Unendliche komme uns nahe nur im Gefühl. Das Gefühl ber sei etwas Subjektives. Gewiß. Leidet nicht sogar schon die Wissenschaft etwas an Subjektivität? Ja, antwortet Natorp, ber nur wenig; schon mehr die Sittlichkeit, noch mehr die Kunst. Und die Religion, fährt er fort, ist noch viel subjektiver, sehr subjektiv, sagen wir: ganz subjektiv. Nur der Einachheit halber, nur um einen Abschluß zu erreichen: ganz subektiv, subjektiv ohne Objektmöglichkeit. Es ist ein ziemlich eschicktes Eskamotirstück. Es ist in andrer Verkleidung die lte Beschwörungsformel, mit der die Spekulanten aller Zeiten unbequeme Wirklichkeiten aus der Welt des Bestehenden aben verschwinden lassen. Sie machten aus dem relativen Anders einen absoluten Gegensatz und folgerten dann per contradictionem. So hier Natorp. Fast dreitausend Jahre lang, so lange Religion, von der Herrschaft des damals noch sehr phantastisch rklärenden Verstandes frei geworden, als selbständige Macht n der Menschheit gewirkt hat, hat sie „kühnlich das Unendliche ls Gegenstand“ gesetzt. Sie ist dabei „gesetzmäßig,“ mit „innerer Notwendigkeit“ vorgegangen. Das alles weiß Natorp, agt Natorp. Aber er weiß auch, daß es dabei oft sehr willkürlich hergegangen ist, weil eben die eigne innere Gesetzmäßigkeit nicht so groß und folglich die Anlehnung an die andern esetzmäßigern Gestaltungen des Bewußtseins um so größer ist. Weshalb auf diese schwierige Sichtung von eigentlichen mit Notwendigkeit erschlossenen und von unberechtigt geborgten Objekten iel Gewicht legen; sagen wir der Einfachheit halber: die Wissenschaft setzt Objekte nach strenger Notwendigkeit, d. h. sie st objektiv, die Religion ist ihr Gegensatz, darf folglich kein Objekt haben. Die alte Beschwörungsformel von der Folgerung us dem Gegensatz hat gewirkt: drei Jahrtausende Transzendenz ind in die Versenkung gestiegen.

Wir dagegen sahen, daß die Transzendenz aus ebenso geetzmäßiger Objektsetzung des religiösen Gefühls entsteht als chon in steigender Freiheit die Resultate von Wissenschaft, Sittlichkeit, Kunst gesetzmäßig aus ihren Quellen entspringen.

4

Aber woher die Uneinigkeit in der Religion? fragt Natorp. Das fragt er, indem er zugleich der Wissenschaft die größte Objektivität, der Religion die größte Subjektivität zuerkennt. Bekanntlich geht es selbst in der so sehr gesetzmäßig objektivirenden Wissenschaft nicht ganz friedlich her. Ja man rechnet es gemeinhin gar nicht zu den Zeichen der wissenschaftlichen Interessirtheit, Frieden zu halten mit Verzicht auf Genauigkeit der Resultate.

Aber freilich: Natorps Abscheu vor dem religiösen Streit ist so groß, daß er den Kampf der Wissenschaftler, der Sittenlehrer, der Künstler dagegen übersieht. Ueberall Friede, sagt er. Sobald die Transzendenz in Frage kommt: Uneinigkeit.

Wirklich erst da? Ich glaube, daß z. B. die sittlichen Forderungen der Religionen fast ebenso verschieden von einander sind als ihre Transzendenzansprüche. Begreiflich, da die Transzendenzansprüche unter diesem Gesichtswinkel gesehen nur die religiöse Form der sittlichen Forderungen sind. Das religiössittliche Gefühl, das vorwärts drängt, stellt seine letzten Ideale als verwirklicht dar und setzt sie als transzendente machtvolle Wirklichkeit schon in der Gegenwart. Diese Bewußtseinsthätigkeit nennen wir „Glauben.“ Und darum sind die Glaubensweisen so verschieden, als etwa die Ideale verschieden sind, nur daß die religiöse Deutung der Ideale freier und deshalb mannichfaltiger ausfällt als ihre Aufstellung. Sittlichkeit aber ist einfach das, was im Kampfe um das unendlich ferne Ideal etappenweise errungen und durchgesetzt ist, sodaß es nun unveräußerliches Gut einer größern Gruppe von Menschen geworden ist, in der es jetzt als „Gewissen,“ sittlicher Takt,“ „autonomes Sittengesetz“ oder sonstwas zur Natur der Menschen, zur „Humanität“ gerechnet wird.

Katholische Sittlichkeit ist ganz etwas andres als evangelische, buddhistische etwas andres als muhammedanische. Wieder anders ist Schopenhauers und wieder anders Nietzsches Moral. Aber das übersieht man, weil man übersieht, daß die Sittlichkeit nicht ein Sein, sondern ein Werden, nicht ein Ort, sondern ein Weg ist. Wo die Wege in spitzen Winkeln vom gemeinsamen Standpunkt ausgehen, bleiben die Wandrer sich nahe, und manche meinen deshalb, die Wege seien im Grunde dieselben. Aber sie gehen aus einander. Wo ein Bewußtsein des Ziels und der Richtung des Weges ist, da kennt man und fühlt man die Verschiedenheit, da ruft man sich zu: Hier geht der rechte Weg und nicht dort: d. h. da streitet man.

In der unsrer gemeinsamen Anschauung nach fortgeschrittensten Gruppe der abendländischen Völkergemeinschaft hat das Christentum protestantischer Richtung gesiegt — nicht ohne Widerspruch, vergleiche die Vertreter der Emanzipation des Fleisches unter uns. Natorp steht ganz auf dem Boden modern protestantischer Sittlichkeit, so sehr, daß er sie „die Sittlichkeit“ nennt. Indem er die Wege der andern so nahe laufend sieht und indem er vergleicht, daß nur ihr Ziel so verschieden ist, sagt er: wie friedlich könnten wir leben, wenn nicht dies Bewußtsein von der Verschiedenheit der Ziele wäre! Hört, sagt er, die Ziele sind gar nicht verschieden! Schweigt nur davon, ich will auch schweigen. Kommt ihr ein bischen mir näher, ich komme euch näher, so schlagen wir ein Lager hier auf, hier innerhalb der Grenzen des bisher Erreichten und träumen gemeinsam von den schönen Zielen im Morgenrot, das giebt dem, was wir hier treiben, eine gewisse innere Wärme: das sei unsre Religion, die „Religion innerhalb der Grenzen der Humanität.“

Man könnte sagen: Nicht für immer, aber für einige Zeit laßt das weitere Fortschreiten und sammelt die Andern und versichert euch des Weges. Befestigt das Errungne erstmal nach innen, ehe ihr Weiteres zu erringen auszieht. Natorp weist auf unsre ganzen öffentlichen Verhältnisse hin und sagt: wollt ihr nicht vor allem das, was von euern Forderungen uns modernen protestantischen Christen zur zweiten Natur ward, auch in unser ganzes soziales Leben einführen? Laßt eine Weile das Vorwärtsdrängen und die Transzendenz und festigt den bisherigen Bau. Sonst baut ihr ein wankendes Haus, das doch bald einfällt.

So angesehn und mit diesem Vorbehalt sind die Natorpschen Forderungen durchaus erwägenswert. Bs

Zwingli

Huldreich Zwingli. Sein Leben und Wirken nach den Quellen dargestellt von Dr. Rudolf Staehelin, ordentlichem Professor der Theologie zu Basel. Erster und zweiter Halbband. Basel, Benno Schwabe, 1895, 4,80 Mark

Man kann es beklagen, verständlich ist es dennoch, daß Huldreich Zwingli in Deutschland verhältnismäßig Wenigen bekannt ist. Man weiß, daß er ein Zeitgenosse Luthers war, daß er das Werk der Reformation gleichzeitig mit Luther in der Schweiz begonnen hat; man nennt ihn zusammen mit Kalvin als Vater und Begründer der reformirten Kirche — weiter geht die Kunde von ihm kaum. Man hat nicht einmal Verlangen, mehr von ihm zu erfahren. Wo die lutherische Kirche herrscht, da läßt man sich ganz an Luther genügen; ja man hat wohl gegenüber allem, was reformirt heißt, wenn nicht entschiedne Abneigung, doch ein starkes Vorurteil. Das Reformirtentum ist fast so verdächtig wie der Katholizismus; Abendmahlslehre, Erwählungslehre gelten für mindestens ebenso gefährlich wie die katholische Messe und die katholische Werkheiligkeit. Auch wo in deutschen Landen die Union siegreich geblieben ist, begnügt man sich meistens, nur aus einer Quelle zu schöpfen, von Luther zu lernen, Zwingli höchstens durch eine gelegentliche Verbeugung zu ehren. Die reformirten Gemeinden aber, die es in Deutschland giebt, und die unirten, die reformirten Traditionen folgen, berufen sich gewöhnlich lieber auf Kalvin als auf Zwingli. Kalvin steht Luther näher, und thatsächlich ist es ja sein Geist, seine unerbittliche Strenge, seine unbezwingliche Energie gewesen, die den reformirten Protestantismus in Europa, auch in Deutschland, ausgebreitet hat. Es ist, als ob in Deutschland Luther all seinen Zorn, den er nicht erst seit den Marburger Tagen gegen den Zwingel im Herzen getragen und gelegentlich in starken Worten kundgegeben hat, den Nachkommen bis auf unsre Tage vererbt hätte. Zwingli gilt als ausgemachter Rationalist, als ein Mann, der sich durch seine Verquickung von Religion und Politik nicht auf der hohen Höhe zu halten gewußt hat, auf der Luther allzeit geblieben ist. Daß er in der Sakramentslehre im Unrecht war, bedarf kaum eines Beweises.

Wir müssen anerkennen, Luthers Persönlichkeit ist so überwältigend, seine mystische Tiefe so unergründlich, sein Leben so dramatisch bewegt und ergreifend, daß Jahrhunderte noch zu thun haben werden, sich anzueignen und zu verarbeiten, was er angeregt hat. Luther ist der deutscheste Mann, und seine Veranlagung eine so vielseitige, daß alle wechselnden Erscheinungen im kirchlichen Leben und in der theologischen Entwicklung seit bald vierhundert Jahren keimartig in ihm vorhanden sind: Orthodoxie, Pietismus und Rationalismus konnten sich mit scheinbar gleichem Recht auf ihn berufen, sich als den Interpreten seiner Gedanken, den Vollstrecker seines Willens empfehlen, und was heute in der kirchlichen Welt des Protestantismus sich geltend macht und die Herrschaft über die Geister anstrebt, wie gegensätzlich es sich mit andern gleichzeitigen Strebungen berühren mag, darin stimmt es mit allen übrigen überein, daß das lösende Wort bei Luther zu finden sei; es glaubt legitimirt genug zu sein, was sich auf Luther berufen kann, was seine Uebereinstimmung mit Luther nachzuweisen vermag. So überragend ist Luthers Persönlichkeit, daß einem der Gedanke kommen kann, der deutsche Reformator werde nach Jahrhunderten als Personifikation des deutschen Volks in der Erinnerung der Menschheit leben, Luthers Leben werde als Mythus begriffen werden, in dem das Ringen des deutschen Volks in einer vielhundertjährigen Geschichte zu zusammenfassender anschaulicher Darstellung gekommen ist. Die Mehrzahl der Deutschen hat noch auf lange hinaus an Luther genug. Man muß sich bescheiden, ja man kann sich nur freuen, wenn die Zahl derer wächst, die ihn kennen lernen und die Hilfsmittel sich mehren, die dem deutschen Volke, vorab der großen evangelischen Gemeinde, die Bekanntschaft mit diesem Heros des religiösen Lebens vermitteln.

Dennoch können wir den Wunsch nicht unterdrücken, es möchte neben Luther auch Zwingli den Deutschen mehr und mehr bekannt werden; wir empfinden lebhafte Freude, wenn kundige Forschung und lebendige Darstellung es unternehmen die Heldengestalt des Schweizer Reformators der protestantische Gegenwart vor die Augen zu stellen. Es ist doch mit Hände zu greifen, wie providentiell es war, daß der Herr der chris lichen Gemeinde auch am Anfang der neuen Zeit, deren Kinde wir sind, seine Jünger zu Zweien gesendet hat. Wir können e tief beklagen, daß die beiden, Luther und Zwingli, wie ein Paulus und Barnabas, hart aneinanderkamen, aber auch de Gegensatz der führenden Persönlichkeiten und der Kampf, in de sie mit einander verwickelt wurden, und der namentlich au Luthers Seite nicht ohne Leidenschaftlichkeit geführt worden is hat der Reformation gedient. Es sollte nicht einem Einzelne die Führung zufallen. Da hätte die Gefahr neuer Verknech tung gar zu nahe gelegen. Ja gerade dann, wenn er ver schwenderisch ausgerüstet schien mit mannichfaltigster Begabun und durch Talent und Charakter zur Herrschaft bestimmt wa so mußte ihm ein Andrer zur Seite gestellt werden, der ein Tyrannis unmöglich machte. Es sollte auch da neben Paulu ein Apollos stehen, auf daß die Gemeinde und ihre gläubige Glieder nicht eines Menschen eigen würden, sondern Chris eigen blieben und durch ihn Gottes wären. Es ist eine de tröstlichsten Ueberlegungen, wenn man sich vergegenwärtigt, wi am Ausgang des Mittelalters, als die Not aufs äußerste ge kommen war, und die Besten nicht mehr aus noch ein wußten wie da gleichzeitig in einem thüringischen Dorfe und einem Schweizer Hochthal zwei Bauernknaben aufwuchsen, die beide er sehen waren, nach sehr verschiedner Ausbildung Propheten de christlichen, der evangelischen Wahrheit zu werden, der eine zu nächst für Deutschland, der andre für seine Schweizer Heima um das Feuer neu zu entfachen, in dem nun seit bald 1900 Jahre Menschenleben und Völkerleben umgeschmolzen und geläuter wird, damit in der Welt das Gottesreich erstehe und werde.

Es hat seit lange nicht an Büchern gefehlt, die Zwingli Person und Leben der deutschen Leserwelt vergegenwärtigten Häußer hat in seinen Vorlesungen über Reformationsgeschicht neben Luther Zwingli vollauf als den ebenbürtigen Reformato gewürdigt; die kürzern Darstellungen, die Grob und insonde heit Finsler zum Jubiläumsjahre 1884 gewidmet haben, sin heute noch lesenswert; die zweibändige Biographie, in der de fleißige, besonnene Mörikofer von Meister Huldreich erzählt, ha noch nicht ausgedient: wer sich eingehend mit Zwinglis Lebe und Schriften beschäftigen will, wird an diesem gründliche Kenner und Forscher nicht vorübergehen können. Aber jen kürzern Darstellungen konnten das Verlangen nach einer um fassenden Biographie nur stärken, und Mörikofers Buch konnt den Wunsch nicht hindern, es möchte Zwinglis Leben den Zei genossen von einem Manne geschildert werden, der in Kenn nissen, Gründlichkeit, Akribie Mörikofer nicht nachstehe, der abe einige Leichtigkeit und Gewandtheit der Darstellung vor ih voraushabe.

Ein solches Buch hat uns D. Rudolf Staehelin gegebe Bisher sind nur zwei Halbbände erschienen; ein dritter un vierter stehen noch aus, sollen aber bald nachfolgen. Der Tit ist: Huldreich Zwingli. Sein Leben und Wirken nach de Quellen dargestellt.

Hier haben wir eine Biographie Zwinglis, zu deren Le türe wir die deutsche Leserwelt mit voller Zuversicht einlade können. Der Verfasser hat das reichhaltige Material, das zu Kenntnis der schweizerischen Reformationsgeschichte während de letzten zwanzig Jahre neu veröffentlicht ist, durchforscht und b nutzt; er hat sich von den Arbeiten Alexander Schweizers, Uster und des Württembergers A. Baur anregen lassen, die persön liche Entwicklung und die theologische Eigenart des schweiz rischen Reformators zu ergründen; er ist bemüht gewesen, nic bloß den Mann des praktischen und politischen Wirkens z schildern, sondern auch den Theologen und Denker gebührend z würdigen. Man folgt ihm gern, wenn er seine Leser weg kundig und mit sicherer Hand nach dem hochgelegnen Wildhau führt, wo heute noch das Hüsli steht, in dem der Schweize Reformator seine Kindheitstage verlebt hat; wenn er den Pfa zeigt, auf dem der Bauernknabe, wohl barfuß, über die hoch ragenden Kurfirsten nach Wesen am Wallensee gewandert is

dort bei seinem Oheim, dem verständigen Pfarrherrn Bar-lomäus Zwingli, Unterweisung und Beratung für seine ganze kunft zu finden. Die Schulzeit in Basel und Bern, die iversitätsjahre, das Studium in Wien, die Rückkehr nach sel, das Lehramt, dessen er daselbst waltet, das Pfarramt t in Glarus, dann in Einsiedeln, die kirchliche Wirksamkeit, Beziehungen zu den Koryphäen des Humanismus, die reli-se Vertiefung in das Neue Testament, die wachsende einfluß-che Teilnahme am politischen Leben, die Zwingli Einblick vährt in die sittliche Verkommenheit seines Volks, viel früher, er dessen religiöse und kirchliche Not unter Roms Herrschaft würdigen vermag — alles das läßt Staehelin seinen Leser t durchleben. Die Züricher Wirksamkeit, die aus dem Leut-ester den Reformator werden läßt, wird besonders eingehend childert; das entscheidende Religionsgespräch weist auch in vinglis Leben einen Moment höchster dramatischer Spannung f, wenn er allerdings auch, was Glanz und Pracht und nach-ltige Bedeutung betrifft, nicht verglichen werden kann mit thers Auftreten in Worms vor Kaiser und Reich. Zwinglis ellung zu Luther, die Unabhängigkeit seiner Erkenntnis von ittenbergischer Lehre, die Selbständigkeit seines religiösen Lebens rd gebührend gewürdigt. Ebenso die Heirat Zwinglis, die imlichkeit, mit der die Ehe eingegangen wurde, und die Be-utung, die sie nicht bloß für das Leben des Reformators, ndern für das gesamte reformatorische Werk gehabt hat.

Die Charakteristik der einzelnen Schriften Zwinglis, die itteilung der bezeichnendsten Stellen unterbricht und ergänzt Erzählung seines Lebensganges in erwünschter Weise und vährt dem Leser die Möglichkeit, selbst zu urteilen und aus n eigensten Darlegungen Zwinglis sich das Bild seiner Per-lichkeit zu entwerfen. — Wir wünschen und hoffen, daß die esundheitsverhältnisse des verehrten Verfassers ihm gestatten erden, sein Werk bald zu vollenden. Da wird dann manches teil, namentlich über die Theologie Zwinglis, noch nähere Be-ündung finden können, vielleicht auch modifizirt werden müssen. ürften wir uns hier in eine theologische Debatte einlassen, so itten wir Bedenken zu äußern über die eingeflochtne Beurtei-ng des Zwinglischen Sakramentsbegriffs. Wir würden für wingli gegen Staehelin stimmen; namentlich die Rechtfertigung r Kindertaufe scheint uns bei Zwingli so richtig und glücklich sein, daß wir dabei von jeder Erörterung über den Sa-amentsbegriff vollständig absehen können. Die Kindertaufe, voll berechtigt sie ist gegenüber dem Baptismus, sie ist keine nstitution Christi noch seiner Apostel — sie ist gewiß nicht gen den Sinn und Willen Christi, gerechtfertigt durch 1. Kor. 7, 14, ber etwas ganz andres als die Taufe eines durch Unterweisung orbereiteten Erwachsenen. Man hat Zwingli oftmals als den odernsten unter den Reformatoren bezeichnet; gewiß hat er m gründlichsten sich frei gemacht von der mittelalterlichen dua-stischen Weltanschauung. Wir freuen uns darauf, daß Staehelin Veranlassung haben wird, das an seinem Teile nachzuweisen mit er Vertrautheit mit Zwinglis Leben und Lehre, die ihn aus-eichnet und ihn vor allen Zeitgenossen befähigt, der heutigen hristlichen Welt das Bild des Schweizer Reformators vor Augen u stellen. Möchte er auch in Deutschland viele finden, die sich on ihm zu Zwingli führen lassen, und die in dieser Zeit des errschenden Opportunismus von dem tapfern frommen Refor-nator lernen mögen, wie ein Mensch Christ wird, und wie ein Christ innerlich wächst und erstarkt und einer ganzen Welt zum Trotz sich als Gottesheld bewährt. Ehlers

---

Der achtundzwanzigste Kongreß für Innere Mission in Posen

1

Immer weiter hinaus in den Osten schleppt uns das Dampfroß durch die gleichmäßige Ebene. Die Landschaft, durch die wir fahren, unterscheidet sich wenig von der Mark, aus der wir kommen. Aber dort die Gruppe katholischer Geistlicher auf dem Bahnhofe mit hohen Stulpstiefeln, wie wir sie einst als Studenten getragen, dort die frommen Schwestern mit dem Kruzifix am Gürtel zeigen uns, wo wir sind. Noch einige Stationen, dann tauchen rechts und links Befestigungen auf, bald sind wir in Posen. Dort steht auch schon die ehrwürdige Gestalt des Generalsuperintendenten Hesekiel, der seine Gäste in Posen begrüßt. Auf dem Wege zur Stadt geleiten uns ragende Masten mit wehenden Fahnen, eben legt man die letzte Hand an, sie mit grünen Tannengewinden zu umkleiden. Der Festschmuck, mit dem uns die alte polnische Königsstadt grüßt, muß doch uns gelten. Wir folgen dem Schwarme der mit uns angekommenen Festgenossen durchs Festungsthor. Auch drinnen in der Stadt wehen Fahnen. Wir sind überrascht, in der Grenzwacht am Osten eine solche Aufnahme zu finden. Nun, eine kurze Rast bei unsern liebenswürdigen Wirten; es bleibt uns gerade noch Zeit, einen kurzen Rundgang durch die Stadt zu machen, ehe der Eröffnungsgottesdienst beginnt. Auch in der alten Stadt zeigt manches Haus festlichen Schmuck, je mehr wir uns dem Polenviertel nahen, desto seltener wird er freilich. Wir dürfen nicht vergessen, von den 70000 Einwohnern der Stadt sind nur 25000 evangelisch. Seltsam muten uns die doppelsprachigen Firmenschilder der Kaufläden an. Fremdartig klingen oft die Worte von den Lippen der Vorübergehenden an unsre Ohren. Hier ringt deutsch-evangelisches Wesen mit der Uebermacht polnisch-katholischen Volkstums. Wir gehen durch den fast ganz polnisch und jüdischen Stadtteil der Wallischei, wie ärmlich schauen uns die niedrigen Häuschen unten an der Warthe an, die oft nur mit Dachpappe gedeckt sind, aber von Menschen wimmeln. Hier hätte die Innere Mission große Aufgaben. Bald sind wir am Dom. Links ragt die Marienkirche, die mit ihrem spitzen Dache an manche Bauten der Deutschritter erinnert, rechts ist man im Werk, ein neues katholisches Priesterseminar zu errichten. Ein Kirchendiener führt uns im Innern des Doms umher. In gebrochnem Deutsch, dessen Sinn man oft erraten muß, zeigt er uns die Sehenswürdigkeiten der Vergangenheit seines Volks, die Grabplatten alter Bischöfe und Domherren, die einst die Kunst unsers Nürnberger Meisters Vischer gebildet, die markigen Gestalten Miescislaws I. und Boleslaws in der prunkenden „goldnen Kapelle,“ von unserm Meister Rauch in Erz geschaffen.

Aber wir müssen eilen; die Scharen der Andächtigen weisen uns den Weg in die St. Paulikirche. Kopf an Kopf steht die Menge im Gotteshaus. Uns ists eine besondre Freude, Hesekiel wieder hören zu dürfen. Einst ein Mithelfer Wicherns, dann sein Vorbote im Rheinland und Sachsen und nun Generalsuperintendent von Posen: es ist ein gut Stück Geschichte der Innern Mission, ihre Bedeutung und Stellung zur Kirche in diesem Manne verkörpert.

Es mag ihm eine besondre Freude sein, den Kongreß für Innere Mission in Posen begrüßen zu dürfen. Wie warm und wie milde redet er zu uns. „Dieweil wir ein solch Amt haben, nachdem uns Barmherzigkeit widerfahren ist, so werden wir nicht müde“ (2. Kor. 4, 1). Das Werk der Innern Mission ist ein Gottesdienst. Darum, ist es wohl alt geworden, möchte es auch wie die evangelische Kirche Posens Jubiläen feiern, es bleibt durch die Barmherzigkeit Gottes jung, es ist ein Jugendfrühling. Es ist, als ob uns der Geist Wicherns in solchen Worten umwehte.

Vom Gottesdienst eilen wir zum Begrüßungsabend. Schon hier zeigt es sich, daß die Zahl der Festgenossen die kühnsten Hoffnungen übertroffen hat. Wenn auch in qualvoller Enge der Schweiß von der Stirne rinnt, wir freuen uns mit der Stadt und Provinz Posen, daß die Versammlung so imposant auftritt. Weist doch die Liste der eingeschriebnen Mitglieder fast sechshundert Namen auf; mancher hat die Eintragung wohl versäumt, sodaß die Zahl der evangelischen Männer kaum geringer ist als vor zwei Jahren in Dortmund, vielleicht noch größer. Eine solche evangelische Versammlung hat Posen noch nicht erlebt. Auch die Katholiken fragen erstaunt nach dem freien Konzilium evangelischer Bruderliebe. Die Vertreter der Provinz Posen, ja auch der Stadt Posen, eine lange Reihe von Staatsbehörden heißen den Kongreß willkommen. Fast alle deutschen evangelischen Kirchenbehörden, der preußische evangelische Ober-

kirchenrat an der Spitze, aber auch zwei preußische Ministerien haben zu ihm Deputirte abgesandt. Das alles hat in Posen doppelte Bedeutung. Der Präsident des Zentralausschusses hat wohl Grund, mit herzlichen Worten ihnen allen zu danken. Es mag hier übrigens gleich bemerkt werden, daß an Kaiser und Kaiserin warme Ergebenheitstelegramme abgesandt wurden, die mit gnädigem Gruß und Segenswunsch erwidert wurden, daß ferner der Oberpräsident der Provinz Posen, der die Wahl zum Ehrenpräsidenten des Kongresses angenommen hatte, den Versammlungen mit lebhaftem Interesse beiwohnte.

2

Doch nun zu den Verhandlungen selbst. Die Innere Mission in Posen: in diese zwei Worte kann ich kurz zusammenschließen, was den Hauptinhalt der Verhandlungen ausmachte, indem ich in das erste Wort die brennenden Fragen hineinlege, die die Innere Mission jetzt bewegen, und im zweiten die besondre Bedeutung finde, die die Innere Mission für den Osten und speziell für Posen hat. Ersterm galt besonders der erste Tag des Kongresses, letzterm die zweite Hauptversammlung und einige Spezialkonferenzen.

„Der Christ im öffentlichen Leben," so hieß das Thema der ersten Hauptversammlung. Es lag vielleicht nicht im Thema und mag den Zentralausschuß selbst überrascht haben, welche Wendung die Ausführungen des Referenten, Geheimrats Sohm in Leipzig, und noch mehr die Debatte nahmen. Uns war es eine besondre Freude. Allerdings konnte man zuweilen zweifelhaft werden, ob man sich nicht auf einem Evangelisch-sozialen Kongreß befände — aber nein, die hohen Staatsbehörden waren ja vertreten —, oder gar der Hauptversammlung des Evangelischen Bundes beiwohnte, aber eine solche wäre in Posen ja völlig undenkbar.

Es ist ein Genuß, Professor Sohm reden zu hören. Meisterlich beherrscht er die Sprache. Das scharfe markige Organ, das den großen Saal, in dem über tausend Menschen lauschen, bis in den letzten Winkel durchdringt, die geistvollen Antithesen, die in kurz abgerissenen Sätzen Schlag auf Schlag auf einander folgen, bezaubern und überzeugen auch die, die es nicht wollen. Unter seinen Händen wird das Thema selbst zu einer Antithese, der Christ ein Kind Gottes und das öffentliche Leben ein Stück dieser Welt, seine Fragen Fragen von dieser Welt, die das Christentum nicht lösen kann. Denn das öffentliche Leben ist das Leben des Rechts. Die Welt des Rechts ist die Welt des Unrechts, denn das Recht muß unvollkommen, muß Unrecht sein, das positive Recht ruht auf der Vergangenheit, darum ist das Recht von gestern das Recht von heute, das Recht ruht nie, das Leben des Rechts ist der Kampf der Vergangenheit mit der Gegenwart. Diesen Kampf führen die Klassen der Gesellschaft, es ist ein Kampf um die Macht, darum sind die, die ihn kämpfen, rücksichtslose Egoisten. Und daneben das Christentum; Christentum ist Evangelium, es fordert die Weltentsagung. Der Christ ist ein freier Herr aller Dinge, er ist auch frei vom öffentlichen Leben, sie gehen ihn nichts an. Aber trotzdem wird er ihnen nie neutral gegenüber stehen, es drängt den Christen in das öffentliche Leben, denn das Christentum ist Bruderliebe. Darum stammt die Innere Mission aus dem Naturbegehren des Christentums, sie ist ein Werk der Liebe am elenden deutschen Volke, eine notwendige Folge des allgemeinen Priestertums. Die Armen sind allezeit der Reichtum der Kirche. Aber die Innere Mission, diese unmittelbare Verwirklichung des Christentums dient dem öffentlichen Leben nur mittelbar. Das Christentum, die Innere Mission löst die soziale Frage nicht, der Kampf der Klassen ist ein Kampf des Rechts, auf die Fragen des Rechts giebt das Christentum keine unmittelbare Antwort. Denn das Recht ist ein Heide, es giebt kein christliches Recht, das christliche Recht hat Luther verbrannt, es giebt keinen christlichen Staat. Daß man versucht hat, die christliche Staatsidee vor vierzig Jahren zu erneuern, hat sich schwer gerächt. Die Folge des christlichen Staates von damals ist die Sozialdemokratie von heute mit ihrem Haß gegen Christentum, Kirche und Pastor. Und trotzdem sind wir christlich-sozial, wir wollen dem werdenden Recht als Christen zum Dasein ver-

helfen, wir dienen dem Einzelnen ja nach unserm Beruf
Denn jeder Gabe soll ein Beruf entsprechen; wenn wir ab
dem Einzelnen dienen, so dienen wir dadurch mittelbar au
dem Ganzen. Der Christ erfüllt seinen Beruf und ist desha
des Sieges sicher.

Dies in kurzen Zügen der Inhalt des gewaltigen Vortrag
Wer Sohm kennt, dem waren seine Gedanken nicht neu, ab
trotzdem war sein Vortrag unbedingt der Höhepunkt des Kon
gresses. Und das war das Große in diesen Stunden: die D
batte wußte sich fast ganz auf dieser Höhe zu behaupten. Di
galt unbedingt von den Worten Naumanns, des freiwillig
Korreferenten Sohms. Allerdings, was er sagte, gehörte nic
ganz zum Thema, aber trotzdem für uns ganz zur Sache. M
voller Schärfe versuchte er die Grenzlinien zwischen Inner
Mission und den christlich-sozialen Bestrebungen aufzudecke
Beide haben sich wohl früher mit Mißtrauen gegenübergestande
das kann man verstehen, denn die christlichen Sozialisten habe
in ihren Anfängen die Innere Mission oft falsch beurteilt; s
ist kein Palliativmittel, sie hat als charakterbildend eminent s
ziale Bedeutung; und die Innere Mission auf der andern Sei
fürchtete das Parteigetriebe, sie glaubte ihr Bestes zu verliere
wenn sie in das öffentliche Leben hinausginge. Aber beid
Strömungen müssen sich anerkennen. Es geht allerdings nic
an, sie auf den Gegensatz von Gesetz und Evangelium zurü
zuführen, denn die Bibel giebt uns kein christlich-soziales Syster
den Namen Christlich-sozial darf man sich nicht im Sinne ein
chemischen Verbindung denken, trotzdem hat er sein gutes Rech
ebenso wie die Namen christlicher Staat oder christliche Schul
Christlich will hierin den Beisatz bezeichnen, der recht groß se
kann, wir sind christlich-sozial, weil wir die christlichen Glauben
schätze in unsrer sozialen Thätigkeit hochhalten. Es darf au
nicht gesagt werden, die Innere Mission erkläre alle Not a
der Sünde, der Sozialismus aus der Maschine, aus den Ver
hältnissen. Beides muß Hand in Hand gehen. Es geht au
nicht an, die Gegensätze auf die beiden Worte Liebe und G
rechtigkeit zurückzuführen. Die Innere Mission schafft gerad
durch ihre Liebesthätigkeit am Recht. Bodelschwingh ist ein
eminent rechtsbildende Persönlichkeit. Und der christliche Sozia
lismus kann der Liebe nimmer entbehren. Er kämpft für de
aufwärts strebenden vierten Stand, er weckt seinen Willen; d
Innere Mission stützt sich auf die höhern Stände und will vo
dem Herabsinken bewahren. Sie will die obern Klassen fü
den fünften Stand in Bewegung setzen. — Es war uns ein
besondre Freude, diese Gedanken hier mit solcher Wärme ver
treten und mit solchem Beifall, besonders auch von dem Re
ferenten, aufgenommen zu sehen.

Es konnte nun nicht ausbleiben, daß Professor von Nathusiu
und Stöcker das Wort ergriffen, jener im Gegensatz zu Naumann
Ihm ist das Christentum doch in gewissem Sinne ein neue
Gesetz, ihm hat der christliche Staat doch ein unmittelbare
Recht. Stöcker, gerade wohl wegen der Ereignisse der letzte
Wochen mit besonderm Beifall aufgenommen, gab dann zu der
Vortrage selbst eine wesentliche Berichtigung. Ihm ist da
öffentliche Leben nicht nur Staatsleben und Gesetzesleben wi
Sohm, sondern Volksleben. Stellte sich Naumann auf di
Seite des sich emporkämpfenden vierten Standes, so sucht Stöcke
zwischen den Ständen zu vermitteln; aber auch er sprach e
offen aus: die Bibel enthält kein unmittelbares soziales Programm

Wird das Verhältnis zwischen Innerer Mission und christ
lichem Sozialismus durch diese Debatten fortan klar bestimm
sein? Uns scheint Naumann die richtige Lösung zu geben; abe
die Zeit ist noch nicht da, wo seine Anschauungen sich in den
Kreisen der Innern Mission durchsetzen. Das hat auch diese
Kongreß deutlich bewiesen. In seinem Schoße ringt eine ab
sterbende alte Anschauung, die den sogenannten sozialen Be
strebungen gegenüber eine gewisse vorsichtige Zurückhaltung be
obachtet, weil sie fürchtet, darüber den Vollbesitz des Glaubens
zu verlieren, mit der neuen, die von Naumann besonders kla
ausgesprochen wurde, und die doch nur eine Fortführung
Wichernscher Gedanken ist. Diese Gedanken werden auf den
Kongressen für Innere Mission immer wiederkehren, bis si
siegen.

Otto Baltzer

Was meinen wir mit der Frauenfrage?

Erste Hälfte

Von den einen belächelt, von den andern mit Heftigkeit vertreten und von den Besonnenen mit ruhigem Ernste aufgenommen, tritt die Frauenfrage jetzt immer mehr in den Vordergrund der Interessen mit der unweigerlich vorwärtsdrängenden Gewalt, die Notwendigkeiten eigen ist. Wir können uns nicht mehr darüber täuschen, sie ist zur Lebensfrage der heutigen Gesellschaft geworden, und nicht nur die Frauenfrage im erwerblichen, sondern vor allem im ethischen Sinne. Gehen wir die breiten Massen der Gesellschaft durch und sehen wir, was wir da noch an gesunder Lebensfreude finden, bei der der Mensch aus sich selber schöpft und nicht aus Genüssen, die er sich nur durch Geld verschaffen kann. Die Lust am Genießen ist groß geworden, die Fähigkeit, sich zu freuen, klein. Das ist ein Beweis, daß der seelische Zustand der Menschen verarmt und ausgedörrt ist.

Wenn wir im Forschen nach der Ursache einen Blick auf den Lebenskreis werfen, aus dem der Mensch hervorgeht, auf das Familienleben, so werden wir finden, daß es in unsrer hastigen, mit pekuniären Mißständen belasteten Zeit nur wenig Familien giebt, die wir glücklich nennen möchten. Wo es aber der Fall ist, da sehen wir auch, daß das häusliche Glück nicht sowohl von dem in der Berufsarbeit des öffentlichen Lebens ermüdeten Manne ausgeht, sondern in erster Linie von der Frau des Hauses, von ihrem harmonisch waltenden Geiste, von ihrer sachlichen Tüchtigkeit. Die Fähigkeit zur Freude in den Mühen des Alltagslebens und damit die geistige Gesundheit empfängt die menschliche Gesellschaft aus dem geistigen Leben des Weibes.

Wenn nun das Weib in seiner geistigen Entwicklung hinter der Entwicklung der Verhältnisse zurückbleibt, wenn es aufhört, der Resonanzboden zu sein für die Anforderungen, die das öffentliche Leben an den Mann stellt, wenn es die Fähigkeit verliert, der heranwachsenden Jugend eine charaktervolle und urteilsfähige Leiterin zu sein: so geht damit die geistige Gesundheit eines Volkes verloren. Der Stillstand, dem inmitten des allgemeinen Fortschrittes das Weib preisgegeben war, ist der Fluch unsrer Zeit geworden, und daß eine gesunde Fortentwicklung auch des Weibes erreicht werde, ist der Inhalt der Frauenfrage. Die Frauenfrage gilt nicht allein den Frauen, sie gilt ebenso dem Manne, der empirischen Notwendigkeit, ihm wieder eine an Urteilskraft und Tüchtigkeit ebenbürtige Gefährtin zur Seite zu stellen, in der er den sittlichen Halt wiederfindet, den er mit dem geistigen Rückgange der Frau verloren hat.

Durch die Fabrikarbeit ist den Frauen der gebildeten Stände ein großer Teil ihrer häuslichen Arbeiten und ihrer täglichen Pflichten genommen und damit die Erziehung zu Tüchtigkeit und sittlichem Ernste. Ihre frei gewordne Zeit füllen sie mit zwecklosen Beschäftigungen aus, mit Luxusarbeiten und dilettantischen Kunstbestrebungen, die nach keiner Seite hin einen wirklichen Nutzen stiften. Darüber sind sie selbst wie ihr Thun zu einer wertlosen Tändelei herabgesunken, und dem Manne ist damit der feste Halt verloren gegangen, den die Achtung vor dem Weibe und die Wertschätzung einer geregelten Häuslichkeit ihm gab. Man sehe doch unsre *modernen Frauen* an, ob sie geeignet sind, dem Manne Achtung abzunötigen, ihm Vertrauen einzuflößen? Mode- und verworrene Aufklärungsnärrinnen, treten sie die Hoheit des Weibes mit Füßen und wundern sich dann, wenn sie von den Männern unbegehrt und mißachtet ihnen zur Sache herabsinken und sie dadurch in sittliche Tiefen stoßen, die ihren ekeln Schlamm jetzt in alle Lebenskreise hineinwälzen.

Aber die deutsche Nation, in der neben dem spekulativen Verstande ein tiefes Gemütsleben wurzelt, schreit aus der Unerträglichkeit der jetzigen Zustände nach Genesung. Genesung aber werden wir nur erreichen, wenn wir die Gehilfin des Mannes aus ihrer jetzigen Untüchtigkeit zu der Tüchtigkeit heranbilden, die unsre Zeit von ihr fordert, aber nicht etwa, indem wir sie auf das Arbeitsgebiet der Männer herüberziehend zu Halbmännern machen. Wir müssen ihnen für ihr verloren gegangnes Feld häuslichen Fürsorgens ein andres Feld der Fürsorge geben und für dieses Arbeitsfeld sie geistig tüchtig machen.

In dem Arbeitsdrange, den pekuniäre Not und sittlicher Ernst bereits in einer großen Anzahl von Frauen gereift hat, greifen sie jetzt vielfach in das Arbeitsgebiet des Mannes über, werden Buchhalterinnen, Telegraphistinnen, betreten akademische Laufbahnen, und darüber verkümmert in ihnen immer mehr das eigentlich Weibliche, weil es ihm an Bethätigung fehlt. Das Weibliche im Weibe ist seine Mütterlichkeit.*) Die ists, die seinem Thun das Wohlthuende, seine heiligende und heilende Kraft giebt. Die Weiblichkeit im Weibe begehrt ein Arbeitsfeld persönlicher — mütterlicher — Fürsorge, und das findet sie nur in der Leitung und Pflege der Leitungs- und Pflegebedürftigen. Da tritt uns zunächst, wo es sich nicht um Pflege und Erziehung der eignen Kinder handelt, der außerhäusliche Erziehungs- und der Pflegeberuf entgegen, dann aber, unter dem bestimmten Gesichtspunkte, daß die Frau der gebildeten Kreise mit ihrer frei gewordnen Zeit dem Arbeiterstande verpflichtet ist, *die Volkspflege*.

Der Arbeiterstand leidet leiblich und geistig Not unter der abstumpfenden Arbeit der Fabriksäle, der Frau der bessern Stände aber legt er durch seine Arbeit die Zeit frei, die es ihr ermöglicht, sich geistig zu den Anforderungen unsrer Tage emporzuheben. Um sich auf der Höhe ihres mütterlichen Berufes zu halten, braucht sie ein Feld fürsorgender Thätigkeit: — und so ist *es die Pflicht und das Recht* der gebildeten Frau, dem Arbeiterstande aus seiner geistigen und leiblichen Not herauszuhelfen. Der Mann, selbst wenn das öffentliche Leben ihm Zeit ließe, ist nicht imstande, die Aufgaben, die die Lage des Arbeiterstandes der heutigen Gesellschaft stellen, zu lösen, denn sie fallen in das Gebiet des Weibes, in das der mütterlichen Fürsorge. Wir sind den Mißständen im Volke bisher mit Wohlthätigkeit entgegengetreten, die lediglich in dem Belieben des Ausübenden lag. Wir müssen uns aber darüber klar werden, daß es sich nicht mehr um ein Ad libitum handelt, sondern um eine unabweisbare Pflicht. — Es ist *Pflicht*, für die Gesundheitspflege der Kinder des Volkes zu sorgen, es ist Pflicht, den Mädchen des Arbeiterstandes Behütung und sittlichen Halt zu geben, es ist *Pflicht*, den Frauen durch passende Einrichtungen, Näh- und Waschstuben, die Möglichkeit zu gewähren, ihr Hauswesen reinlich und ordentlich zu halten. Es ist *Pflicht*, der durch Arbeit und Not erschütterten Gesundheit der Frauen und Mädchen im Volke wieder aufzuhelfen. Jetzt nehmen wir uns ihrer meist erst an, wenn sie arbeitsunfähig geworden sind. So weit sollen wir es nicht erst kommen lassen. Von Damen geleitete Gärtnereien würden hier vorzügliche Dienste leisten, in denen die Mädchen und Frauen, deren Gesundheit durch Fabrikarbeit gelitten hat, durch Arbeit im Freien wieder neu gekräftigt werden.**) Es sollte jede Fabrikstadt eine oder mehrere solcher Gärtnereien haben. Mens sana in corpore sano. Die Familie ist die Pflegstätte aller guten Triebe der Menschennatur. Erhalten wir die Hüterin der Familie, die Frau, an Leib und Seele gesund, und wir geben dem Volke die beste Selbsthilfe an die Hand. Die körperlich aufgeriebnen und geistig abgestumpften Frauen der arbeitenden Klasse sind nicht imstande, ein leiblich und sittlich gesundes Familienleben herzustellen.

Es ist *Pflicht*, den geistig Darbenden Anregung und Freude zu verschaffen, damit ihr Seelenleben nicht unter dem Drucke von Arbeit und Not verstumpft, bis die armen Geschöpfe fast zum Standpunkte des Tieres herabsinken. Wir haben diese Leute bisher ruhig verstumpfen lassen und wundern uns, daß uns ein rohes Proletariat erwachsen ist. Es ist *Pflicht*, den Kranken in den Familien der Armen und Arbeitenden mit Rat und Pflege beizustehen, viel mehr noch als es mit den schwachen Kräften der Gemeindediakonie jetzt geschehen kann. Ein weites, großes, erhabnes Arbeitsfeld liegt vor den Frauen der obern

*) *E. Gnauck*, Ueber den Begriff der Weiblichkeit. Tägliche Rundschau vom 20. Dezember 1893.

**) Fräulein *E. Castner*, Berlin, Dr. D. S., hat bereits eine Gartenbauschule für Damen ins Leben gerufen, die in stetem Emporblühen ist.

Stände, aber sie sind ihm moralisch nicht gewachsen. Das mütterliche Weib ist zu einer selbstsüchtigen Kreatur zusammengeschrumpft, das in seiner Trivialität dem vornehm empfindenden Menschen zum Ekel wird.

Lassen wir das schöne Material nicht mehr verkümmern, erziehen wir die Frau wieder zu dem, was sie sein soll, vertiefen wir ihr Wissen, klären wir ihr Urteil, stählen wir ihren Charakter, indem wir ihr zu ernster Arbeit und zum Bewußtsein der Pflicht der darbenden Menge gegenüber helfen, und wir werden einen neuen Lebensstrom in unsre schal gewordne Gesellschaft leiten. Der Mann wird wieder Hochachtung vor dem Weibe empfinden und um des Weibes willen sich selbst wieder achten lernen, und Tausenden von weiblichen Wesen, die jetzt mißmutig verkümmern, werden wir damit wieder geben, was sie brauchen, die Möglichkeit, für andre zu leben. Dem „kindlichen" Weibe unsrer Tage fehlt es an Verständnis, Beurteilung, an Umsicht, an Willenskraft und an Charakterfestigkeit für ihre soziale Aufgabe. Sie bringt ihr nichts als ihren natürlichen Trieb zu helfen entgegen. Wie aber schulen wir den, und wie entwickeln wir das in ihr, was ihr fehlt?

E. v. d. Decken

Friedrich Nietzsche

Uebersicht: 1. Kindheit und Knabenzeit; 2. In Pforta; 3. Bonn, Leipzig; 4. Aufsätze 1861—1869

Wenn man in christlichen Kreisen über Friedrich Nietzsche ernsthaft reden will, so begegnet man meist entweder einem flüchtigen Achselzucken oder entsetzten Mienen. Ich glaube, daß wenige von uns ihn gründlich kennen; die Presse aber redet täglich in zum Teil so unsinniger Weise und grober Schlagwortmanier von dem für immer stummen Mann, daß für den Fernerstehenden ein häßliches Zerrbild herauskommen muß. Durch halbverstandne Worte, durch „Lichtstrahlen" und „Geistesblitze," wie sie uns die Familienblätter oder knappe Broschüren verraten, ist Nietzsche heutzutage der am häufigsten genannte und geschmähte, aber am wenigsten gekannte Philosoph oder Dichter — wie wir sagen wollen — geworden. Daß seine Schriften jetzt massenhaft gekauft werden, besagt gar nichts; denn sie werden selten verstanden. Ich rechne mich keineswegs zu denen, die Nietzsche verstehen; im Gegenteil, ich verstehe ihn in seiner ganzen zweiten Lebenshälfte so gut wie gar nicht. Aber soviel verstehe ich, um zu wissen, daß wir es hier nicht mit einem halbverrückten Menschen zu thun haben, mit einem vor Selbstbewußtsein platzenden Banausen, mit einem brutalen Kraftgenie; sondern wir haben einen Menschen vor uns, der heutzutage weite Kreise in eisernem Bann hält, der wie ein Alp auf unsrer Zeit liegt, einen Mann, der über die magischsten Zauberkräfte verfügt, um damit die verschiedenartigsten Leute für lange Zeit an sich zu ziehen. Das kann kein roher Geist sein. Schon allein sein Stil erregt hohe Bewunderung; selbst Feinde geben zu, daß Nietzsche das schönste Deutsch seit Goethe schreibt. Der poetische Schwung seiner Rede, das leuchtende, blitzende Feuer seiner Diktion, die aphoristisch-paradoxe Form seiner spätern Schriften locken unser nach Absonderlichem hungerndes Geschlecht dämonisch an. Aber das sind ja alles nur zufällige Aeußerlichkeiten; der wahre Grund seines Einflusses liegt viel tiefer. Nietzsche ist ein Mann, der anders zu sein wagt als die Zeit, in der er leben muß, der das Gegenteil von dem betont, was die Hauptströmung will. Das ist sicher ein dramatisch fesselndes Schauspiel: seht den einsamen, starken Mann im Wellenstrudel; es ist ein psychologisch fesselndes Schauspiel: wie kann eine Zeit, die durch und durch sozial getränkt ist, gerade den hervorbringen, der schärfer als irgend ein Mensch der christlichen Aera das schrankenlose Recht des kraftvollen Ich betont? Weiter labt sich unsre nervöse Zeit mit einer gewissen Wollust an den starken Widersprüchen und Gegensätzen in Nietzsches Leben und Wesen. Wie interessant: Fanatische Dithyramben auf Wagner — und dann mächtiger, unheimlicher Haß gegen den einst Geliebten! Eine zarte Hingabe an die Natur und ihre stillen Geheimnisse — und eine fast brutale Rücksichtslosigkeit gegen die Geheimnisse des menschlichen Herzens! Eine innerlich hellsichtige Kunde von vergangnen Tagen des schönen Heidentums — und eine mechanische Kategoriensucht in der Beurteilung der christlichen Aera.

Nun, das sind einige Punkte, durch die die — Neugier des Publikums angeregt wird. Ganz abgesehen davon, daß es doch auch noch immer wieder für gebildet gilt, mit großen Geistesrittern über das Christentum zu lächeln oder sogar mit Emphase zu schimpfen. Wie aber stellen wir uns dazu? Sollen wir es wie unsre christlichen Blätter machen und aus Zarathustra einige Stellen abdrucken, in denen die Worte Herdentier, Cesare Borgia, Sklavenmoral, Christus ein Asket u. s. w. fett gedruckt werden, um dann am Schluß in drei Ausrufungszeichen die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen? Das gilt unter anständigen Menschen doch eigentlich für unanständig. Ich meine, wir wollen uns Nietzsche einmal deutlich ansehen; denn für uns heutige Christen ist Nietzsche zweifellos der bedeutendste Gegner, den wir vor uns haben. Es muß eine Lust sein, mit einem so stark Geharnischten und Bewehrten zu kämpfen. Zunächst können wir freilich nur von seiner Jugend berichten; die von seiner Schwester verfaßte, eben herausgekommne Biographie*) reicht nur von 1845 bis 1869, bis zu seiner Basler Professur. Aber da jetzt alle Welt von dem Buch spricht, soll es doch auch gleich unter uns besprochen werden; sobald der zweite Band herauskommt, werden wir über ihn und die in den betreffenden Perioden verfaßten Schriften weitere Mitteilung machen.

Zuerst ein Wort über die Verfasserin. Es ist Frau Foerster, geborne Nietzsche, vielen schon rühmlichst bekannt als die energische und opferwillige Gattin des armen Bernhard Foerster, der in der Gründung Neugermaniens drüben in Brasilien eine so schwere Enttäuschung seines Idealismus erlitt, daß er dabei zu Grunde ging. Die tiefgebeugte Witwe, die ihres Mannes Werk fortzusetzen entschlossen war, hat drüben in der heißen und doch so kalten Ferne des Urwalds zu dem Schmerz um den Tod des Gatten auch noch das Leid um die Geistesumnachtung des Bruders tragen müssen. Da hat sie in den langen Nächten die Erinnerung gerufen und des Bruders hohe, schöne Kraftgestalt sich selbst zum Trost aus dem Herzen aufs Papier gezeichnet. Soviel an der Biographie auszusetzen sein mag, sie ergreift wundersam durch die schlichte Treue und Einfachheit; durch alle Unbeholfenheit und Breite leuchtet — vielleicht nur um so ungetrübter — das Bild des geliebten Bruders in ungebrochnem Lichte durch. Die Jugendzeit ist sehr breit behandelt — aber da hatte die Schwester die meisten persönlichen Erinnerungen; ich fürchte, der zweite Band wird manche wesentliche Frage nicht aufwerfen. Jedenfalls haben wir hier zum erstenmal ausführliche und sichere Nachrichten von Nietzsche; denn was bisher über ihn geschrieben ist, ergeht sich entweder in geistreichen, d. h. nichtssagenden Phrasen über den Uebermenschen, oder es enthält kleine persönliche Notizen, wie z. B. Dr. Kretzers Broschüre. Am ersten wäre noch Ola Hansson zu berücksichtigen, wenn er den Mund nur nicht so voll nähme.**) Ich suche das Wichtigste aus Frau Foersters Biographie zusammenzustellen.

1. Kindheit und Knabenzeit 1844 bis 1858

Friedrich Nietzsche ist geboren am Geburtstage Friedrich Wilhelms IV., 15. Oktober 1844, und erhielt darum von dem patriotisch sehr warm fühlenden Vater die Namen Friedrich Wilhelm. Vater und Großvater waren Geistliche, ersterer in Röcken, nachdem er vorher drei altenburgische Prinzessinnen unterrichtet hatte (er starb schon 1849, als Friedrich erst fünf Jahre alt war); der Großvater war in Eilenburg Superintendent († 1826). Auch die Großmutter entstammte einer Pastorenfamilie, ihr Bruder war in Naumburg und Königsberg als Pastor, dann in Weimar als Generalsuperintendent thätig. Die Nietzsches leiten sich von dem polnischen Adelsgeschlecht der Nitzkys her; unser Philosoph hat immer eine besondre Vorliebe für die Slawen und besonders für die Polen gehabt; in Sorrento nannte

*) Das Leben Friedrich Nietzsches von Elisabeth Foerster-Nietzsche. Erster Band. Leipzig, C. G. Naumann. 9 Mk.

**) Die Arbeit von Lou Andreas Salomé ist mir unbekannt geblieben.

n ihn selbst il Polacco. Schon 1850 zog die junge Witwe e hatte sich mit siebzehn Jahren verheiratet und blieb es nur hs Jahre) nach Naumburg, nachdem sie kurz vorher ihren eiten Sohn Joseph noch in Röcken hatte begraben müssen. iedrich wuchs mit der einen Schwester, eben der spätern isabeth Foerster, allein auf. Sehr wesentlich für ihn wurde r Einfluß der Großmutter († 1856), die in den sinnenden, uschenden Knaben die Märchenwelt und das Bild des großen apoleon mit tiefen Zügen hineinzeichnete. Der Knabe zeigte ih eine seltene Schweigsamkeit und Selbstbeherrschung; das ztere ist auch immer das Ceterum censeo bei den pädagogischen ersuchen an der Schwester. In Regen und Sonnenschein, im piel am heimlichen Wald- und Treppenwinkel sind Bruder d Schwester mit einander aufgewachsen und teilen redlich, t schöner Ergänzung Lust und Leid. Früh erwachte in Friedrich r religiöse und fast opferfreudige Sinn, den eine gewisse Mencholie und große Innigkeit des Gemüts unterstützte. Auch chtete das kleine, viel fragende Herz schon früh zu der beückenden Sprache der Musik. Lebhaftes sinnliches Empfinden, ges Interesse an der Einnahme Sebastopols, eine Dramatiung der Ilias und ein eignes Schauspiel mit Logeion und heologeion: die Götter Griechenlands verraten die kräftig geltende Phantasie des Knaben. Wie sehr wurde diese durch e Schilderung der Freiheitskriege oder der Begegnung zwischen apoleon und Luise genährt. Die Großmutter war eine in r Clarkschen Dreiheit aufgewachsene, aber bedeutend und stark npfindende Frau, während die Mutter und andre Verwandten ligiös sehr eng waren. In den ersten Gymnasialjahren wurde el musizirt und Unendliches gedichtet. Schon mit vierzehn ahren schrieb er seine Jugenderlebnisse auf. So früh also ginnt die später so verhängnisvolle Selbstzergliederung. m Verkehr mit der Schwester sucht er allmählich bewußten nfluß zu gewinnen; sein Verhältnis zu ihr und zu zwei eunden enthält außerordentlich zarte und sinnige Züge des ngen Menschen. Selbstbeherrschung und Wahrhaftigkeit verngt er in erster Linie von sich und andern.

2. In Pforta 1858 bis 1864

Jetzt treten die persönlichen Erinnerungen der Schwester rück; das Briefmosaik beginnt. Ueber Pforta brauche ich wohl chts zu sagen. Man kann sich denken, wie eigne Spannungen e strenge Schulregel in dem leicht verletzbaren Knaben herrrufen mußte. Der Gegensatz von Kunst und Wissenschaft ird ihm hier zuerst und oft peinlich deutlich. Und doch sagt in der „Fröhlichen Wissenschaft" über seine Pfortaer Lehrer:

> Meine gelehrten Freunde! Ich segne euch auch noch um euers ckels willen! Und dafür, daß ihr gleich mir die Litteraten und Bilngsschmarotzer verachtet! Und daß ihr nicht mit dem Geiste Handel treiben wißt! Und lauter Meinungen habt, die nicht in Geldeswert szudrücken sind! Und daß ihr nichts vertretet, was ihr nicht seid. aß euer einziger Wille ist, Meister euers Handwerks zu werden, in hrfurcht vor jeder Art Meisterschaft und Tüchtigkeit, und mit rücksichtsester Ablehnung alles Scheinbaren, Halbechten, Aufgeputzten, Virtuosenften, Demagogischen, Schauspielerischen in litteris et artibus — alles ssen, was in Hinsicht auf unbedingte Probität von Zucht und Vorulung sich nicht vor euch ausweisen kann.

Ein ziemlich ausführliches Tagebuch giebt Rechenschaft von n rastlosen Fortschritten, von den Demütigungen im Verkehr, on der Pflege der künstlerischen Lieblingsneigungen. Einen orderlichen Mittelpunkt fand sein reges geistiges Leben in der einen litterarischen Vereinigung Germania, die er mit zwei reunden 1860 schloß, in der durch Aufsätze, Vorträge und ritiken die Geister zu lebhaftem Austausch und nicht ungründcher Diskussion angeregt wurden. Einige Themata der buntheckigen Musterkarte sind: Anfang der Oper Gudrun, Harzeise, zwei Hirtenchöre aus dem Weihnachtsoratorium, sieben edichte, einige Szenen aus Tristan und Isolde, Götz, Uebertzung einiger mittelhochdeutschen Gedichte, über die Alexanderge, die Ermanarichsage, Hans Sachs, die Adelphen des Terenz, yron, über Musik und Poesie, drei ungarische Selbstkomositionen, Rheingold, über das Dämonische in der Musik u. s. w. Man sieht, für sechzehnjährige Menschen eine Fülle von Interesse, Begabung und Zuversicht! In der Klasse scheint er für die alten Klassiker und für Geschichte das meiste Interesse, für Mathematik die geringste Begabung bewiesen zu haben. Im Jahre 1861 (also als siebzehnjähriger) las er: Emerson, Bernhardys Litteraturgeschichte, Gervinus Shakespeare, Edda, Symposion, Technik des Dramas, Nibelungen, Lachmann, Tacitus (Tiberius), Wolken, Plutus, Aeschylos und über ihn. Ueber den Megarenser Theognis, den aristokratischen Pöbelverächter, machte er eine größere Arbeit. Sehr interessant ist die Vita beim Abiturientenexamen. Er bespricht darin lächelnd die Zeit, in der ihn eine Sucht nach Universalwissen gepackt habe, und sagt am Schluß:

> Jetzt, wo ich im Begriffe bin, auf die Universität zu gehen, halte ich mir als unverbrüchliche Gesetze für mein ferneres wissenschaftliches Leben vor: die Neigung zu einem verflachenden Vielwissen zu bekämpfen, sodann meinen Hang, das einzelne auf seine tiefsten und weitesten Gründe zurückzuführen, noch zu fördern. Scheinen diese Neigungen sich aufzuheben, so ist dies gewiß in manchen Fällen nicht unrichtig, und ich bemerke mitunter in mir etwas Aehnliches. Im Kampfe mit der einen, in der Förderung der andern hoffe ich zu siegen.

P Sch

Der Evangelimann, eine Laienpredigt

Im Frühsommer dieses Jahres ging auf der Bühne des Königlichen Opernhauses in Berlin eine neue Oper in Szene, die die öffentliche Teilnahme in tieferm Sinne wachrief, als sonst bei musikalischen Neuigkeiten der Fall zu sein pflegt. Die äußern Umstände waren der Aufführung insofern nicht günstig, als die Spielzeit des Opernhauses eben zu Ende ging. Auch hatte der Komponist, Wilhelm Kienzl, nicht die Ehre, damals schon zu den Meistbegünstigten der musikalischen Welt zu gehören. Ueberdies weiß hierzulande niemand, was man unter einem Evangelimann verstehen soll. Daß der Eindruck dennoch ein so tiefgehender war, ließ auf eine besondre Bedeutung sei es der Musik oder des Textes oder beider zusammen schließen. Diese Vermutung hat den Berichterstatter nicht betrogen. Die neue Oper verdient in der That, daß ihr noch jetzt zum Beginn des Winters, der sie hoffentlich weitern Kreisen bekannt machen wird, ein Wort aufrichtigster Anerkennung gewidmet werde. Welcher Gesichtspunkt uns dabei leitet und zugleich die Christliche Welt berufen erscheinen läßt, ihm Ausdruck zu geben, das liegt in dem an die Spitze gestellten Namen Laienpredigt.

Die Fabel des Stücks haben seinerzeit die öffentlichen Blätter gebracht. Sie soll hier nur kurz angedeutet werden. Zwei Brüder im Dienst des Justiziärs (Pflegers) im Kloster St. Othmar lieben dessen Mündel und Nichte Martha. Der eine, Mathias, erringt ihre Gegenliebe, der andre, Johannes, eine sinnlich angelegte, brutale Natur, rächt sich für die erfahrne Zurückweisung durch eine elende Denunziation bei dem gestrengen Pfleger. Dieser verjagt in seinem Zorn den unerwünschten Liebhaber aus Amt und Brot, Johannes hofft auf Erhörung seiner sündlichen Wünsche, wird abermals unzweideutig abgefertigt und erhebt sich nun in wahnsinnigem Haß zu einem grausigen Vorhaben. Er zündet nächtlicherweile das Klostergebäude an, in dessen anstoßender Laube das Liebespaar sich zum letzten Abschiednehmen heimlich zusammengefunden hat. Das Feuer loht auf, die Sturmglocke läutet, die herbeieilenden Knechte greifen, wie der Bruder gehofft hat, Mathias auf, der unter den obwaltenden, jede Aufklärung ausschließenden Umständen im höchsten Grade verdächtig erscheint, den Brand aus Rache gegen den Justiziär angelegt zu haben. Er wird zu zwanzig Jahren Kerker verurteilt, Martha stürzt sich in die Fluten der Donau. Den wahren Sachverhalt erfährt niemand, auch nicht der unschuldige Bruder.

Nach zwanzig Jahren kehrt Mathias in die Welt zurück, ein geächteter Mann, der ums tägliche Brot von Hof zu Hof wandert und geistliche Lieder singt, daher der Name Evangelimann. Er gelangt auf seinen Wanderungen, ohne es zu wissen, an das Haus seines Bruders in Wien. Johannes liegt schwerkrank darnieder, von Gewissensqualen gefoltert, er vernimmt die Stimme des fremden Sängers und wünscht ihn zu sehen, ihm sein Herz auszuschütten. Mathias hört ihm mit wachsender Teilnahme, zuletzt mit tiefster Gemütsbewegung zu,

kein Zweifel, daß es sein Bruder Johannes ist; auch dieser erkennt den Bruder, den er so schnöde betrogen hat. „Mathias, kannst du mir verzeihen?“ — „Johannes, ich verzeihe dir,“ so ruft der schwer Gekränkte nach einer langen Pause furchtbaren innern Kampfes mit sich selbst. Johannes stirbt. Die Kinder im Hofe singen die Weise, die sie eben vom Evangelimann gelernt haben: Selig sind, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich.

Wie man sieht, hat die Fabel äußerlich nichts Versöhnendes. Sie malt vom Anfang bis zu Ende nur die Nachtseiten des menschlichen Lebens. Mathias bleibt ein elender Mann, obwohl er am Schluß des Stücks auch vor der Welt gereinigt dasteht. Das gewaltsame Ende der einst Geliebten befremdet überdies den teilnehmenden Hörer, der diesen Menschen Besseres zutraut, als ihrer Verzweiflung nachzuhängen. Die Begebenheit, die aus den Papieren eines Polizeikommissars geschöpft ist, mag sich ja so zugetragen haben. Man versteht auch die Absicht des Dichters, den Gegenstand der einstigen Liebe für immer aus dem Gesichtskreis seines Helden zu rücken; aber dafür gab es andre, bessere Mittel. Dennoch ist es Kienzl gelungen, aus dem schaurigen Stoff durch sittlichreligiöse Ueberwindung seiner naturhaften Schrecknisse einen Triumphgesang des Evangeliums zu machen.

Erstlich durch die den Seligpreisungen abgelauschte Deutung des Schicksals seines Helden im Sinne lebendigen Gottvertrauens oder doch vollkommner Ergebung in Gottes Willen. Was uns dabei am meisten ergreift und das Gemüt mit unwiderstehlichem Zauber umstrickt, das ist die herrliche Kinderlehre, durch die der Evangelimann Text und Melodie von Matth. 5, 10 der im Hofe spielenden Jugend einprägt. Hat die Melodie der Worte: Selig sind, die Verfolgung leiden, an sich schon den Preis unter ihresgleichen,*) so wirkt sie, von stammelnden Kinderstimmen gesungen, wie die Süßigkeit des Evangeliums selbst. — Zum andern: Während Johannes in Qualen des Gewissens liegt („die Schuld ists, die mich also peinigt,“ und gleich dahinter „giebts einen Gott, so fluch ich ihm“), erklingt durchs offne Fenster aus Mathias Munde der 52. Psalm: Herr, erbarm dich meiner nach deiner großen Barmherzigkeit, und nach der Fülle deiner Erbarmnisse tilge meine Missethat. Hier vollzieht sich derselbe innere Vorgang, der im Faust an die Osterchöre anknüpft. Das Wort Gottes allein erscheint imstande, eine Menschenseele aus Mißglauben, Verzweiflung und andern großen Lastern zu Licht und Trost zu führen. „Wie herb der Sinn, und doch wie süß die Töne,“ ruft Johannes, indes Mathias nach echt evangelischer Weise erwidert: „Mein armes Lied, wie könnt es solche Wunder wirken? Nur Gottes Wort in ihm ists, das Euch Frieden bringt.“ Gewiß eine herrliche Auslegung von Röm. 10, 17: So kommt der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes. — Zum dritten: den Kernpunkt des Stücks bildet der große Schlußakt der Versöhnung. Wie diese Versöhnung zitternd erbeten und nur unter schwerem innern Ringen gewährt wird, nicht als weichliches Nachgeben oder unvermeidliche Abspannung, sondern als höchste Kraftentfaltung eines ganz dem Guten zugewendeten Willens, das ist wieder der christlichen Ethik entnommen. Zugleich geht hier das Sittliche in das Religiöse über. Die menschliche Versöhnung wächst über sich hinaus und ordnet sich ein in das göttliche Erbarmen. „O Herr, vergieb uns unsre Schuld, so wie auch wir vergeben unsern Schuldigern,“ sagt Magdalena, die einzige Zeugin der letzten Augenblicke. Es ist die höchste Kunst jedes Predigers, das Thema von der Versöhnung zu predigen, wir wissen, eine überaus schwere Kunst. Dem Dichter und Sänger des Evangelimanns war sie verliehen.

Aber, könnte man fragen, gehört Gottes Wort so unverhüllt auf die Bühne? Wir erinnern uns der Abendmahlsszene in Schillers Maria Stuart und der vielbesprochnen Kontroverse über ihre Zulässigkeit auf dem Theater. Allein was dort befremdlich erscheint, ist die unmittelbare Nachahmung einer kirchlichen Handlung, während der Evangelimann Wahrheiten predigt

*) Als geistliches Lied für eine Singstimme bei Bote und Bock in Berlin zu haben. Preis 1 Mk.

und Gesinnungen kundgiebt, die, ob auch in Gottes Wort ge[...] kleidet, täglich und stündlich mitten im Leben zur Geltung kommen sollen. Jene Abendmahlsszene bedient sich ferner zu ihrer Aus[...]schmückung der gehäuftesten theatralischen Mittel, sie wirkt durch das Bild, den malerischen Aufbau, die schöne Pose, zuletzt durch einen Deus ex machina, da der getreue Haushofmeister sich plötzlich als Priester entpuppt. Der Evangelimann hat nichts von alledem, er wirkt nur durch die Kraft des Wortes. Damit hängt endlich die rein ästhetische Färbung des Vorgangs bei Schiller zusammen. „Du fehltest nur aus weiblichem Gebrechen,“ so faßt Melvil die Summe seiner seelsorgerischen Weisheit zusammen, fürwahr eine fadenscheinige Weisheit, die weder den Beichtvater noch dem Beichtkind Ehre macht, die den Hörer niemals aus dem sittlichen Schlaf aufrütteln und zu ernster Lebensbetrachtung antreiben wird. An diesem Punkte tritt zu Tage, warum solche wohlgemeinten Versuche, zu denen in ihrer Art auch die sogenannten christlichen Romane und Novellen gehören, in der Regel mißlingen, weil ihnen nämlich der volle Ernst, die Wahrhaftigkeit oder, wie Carlyle so oft sagt, die Aufrichtigkeit fehlt, weil sie kaum eine Anschauung, geschweige eine Ueberzeugung von der umwandelnden Kraft des Evangeliums gewähren. Indem der Evangelimann auch diesen Irrweg ins Aesthetische vermeidet, entgeht er vollends dem Vorwurf, die Bühne mißbraucht zu haben.

Wir möchten das Gesagte durch zwei Vergleiche verstärken. Fromme Motive boten auch die Opern unsrer Romantiker. Das Abendgebet in Webers Freischütz hat die Hörer immer mit Rührung erfüllt, und der Gesang vom „ruhigen Gewissen“ im Nachtlager von Granada gehört zu den Lieblingsstücken der deutschen Männergesangvereine. Wie veraltet und verblichen stellt sich gleichwohl diese romantische Frömmigkeit mit ihrer übersinnlichen Verschwommenheit und ihrem dürftigen moralischen Rüstzeug dar, an der tiefsinnigen Religion des Evangelimann[s] gemessen. Aehnliches gilt im Vergleich mit Wagner, natürlich abgesehen von dem rein Musikalischen, worüber wir hier nicht urteilen. Wagner ist beherrscht von der Erlösungsidee. Aber auch er kann nicht mehr geben, als er hat, nämlich unter Anlehnung an christliche Formen eine Spielart buddhistischer Weltanschauung.

Alles in allem gewährt die neue Oper dem christlichen Empfinden eine hohe Genugthuung. Man kann also ein Künstler echter Art sein und braucht sich des Evangeliums nicht zu schämen. Man kann auf die Fündlein der Naturalisten verzichten und doch die Gemüter der Gegenwart bezwingen. Man kann auch auf der Bühne Laienpredigten halten. Wenn sie nur aus dem Glauben kommen, so haben sie die Kraft des Glaubens. Unser Kleinglaube ist die einzige Niederlage, die wir erleiden können.

H Scholz

Bücher und Schriften

(Die älteste Hochzeitsdarstellung in der christlichen Kunst) Vo[m] Professor Ficker in Straßburg herausgegeben, erscheinen bei Mohr in Freiburg „Archäologische Studien zum christlichen Altertum und Mittelalter.“ Das erste Heft liegt vor und bringt Ein Familienbil[d] aus der Priscillakatakombe mit der ältesten Hochzeitsdar[...]stellung der christlichen Kunst von Otto Mitius. (Mit dre[i] Abbildungen. 1 Mk.) Der Titel charakterisirt die Auffassung des Ver[...]fassers in ihren wesentlichen und neuen Momenten. Es handelt sich nämlich um ein schon mehrfach besprochnes Gemälde in der von Bosi[o] als Cubiculum quintum bezeichneten Grabkammer der Priscillakatakomb[e] an der Via Salaria nova bei Rom, wahrscheinlich aus den ersten De[...]zennien des dritten Jahrhunderts, das man bisher in verschiedenste[r] Weise deutete. Es befindet sich über dem Grab und grenzt oben a[n] das Deckengewölbe. Nach der vom Verfasser beigefügten Skizze de[s] Bildes steht in der Mitte eine schöne weibliche Figur verklärten Blicke[s] und mit ausgebreiteten Händen, in betender Stellung. Zu ihrer Linke[n] sieht man eine Mutter sitzen, die ihr Kleines auf dem Arme hält. De[r] gegenüber zur Rechten gewahren wir eine Gruppe von drei Gestalten[,] die der Deutung die größten Schwierigkeiten bietet. Vor einem alte[n] Mann in lang herabwallender Tunika steht eine jugendliche weibliche Erscheinung, in den Händen einen länglichen Gegenstand, den man al[s] einen Tuchlappen oder einen Papierstreifen ansehen kann, und hinte[r] dieser eine junge Mannesgestalt, ein Gewand vor sich haltend. Man sah in dieser Gruppe bisher gewöhnlich die Darstellung der Einkleidung einer gottgeweihten Jungfrau. Der Verfasser bekämpft diese Auffassung

historischen Gründen, indem er aus Tertullian nachweist, daß zur
unsers Bildes eine Einkleidungsfeier, wie sie das Grabgemälde
tellen soll, in Rom nicht gut denkbar ist. Seinerseits sieht er in
Gruppe die älteste Hochzeitsdarstellung der christlichen Kunst, wo bei
en Gegenstand in den Händen der weiblichen Gestalt für die Be=
nigung der bürgerlichen Rechtsgiltigkeit der Ehe (volumen nuptiale)
das Gewand am Arme des jungen Mannes als eine Brautgabe
eht. Auffällig bleibt dabei immerhin, daß die Braut, nicht der
utigam dem Bischof oder Vater das Dokument vorlegt. Indessen
auch dies erklärlich, wenn wir die Gesamtauffassung des Verfassers
n. Er sieht nämlich im Gegensatz zu den bisherigen Deutungen in
drei weiblichen Gestalten des Gemäldes, der Mittelfigur, der Braut
der Mutter, ein und dieselbe Persönlichkeit, und zwar die Tote,
unter dem Bilde begraben lag. Eine gewisse Aehnlichkeit der drei
ichter legt diese Annahme nahe; vielleicht ist sie im Original noch
zer. So erklärt sichs, daß diese Persönlichkeit in den Vordergrund
; sie ists ja, der das ganze Gemälde gilt. Es stellt sie dar in drei
chiednen Stadien ihres Daseins. Auf der einen Seite als glückliche
ut, auf der andern in ihrer Mutterfreude und in der Mitte bei
m seligen Einzug in die himmlischen Gefilde. Fürwahr ein echt christ=
r Gedanke! Aus den Freuden des Erdenlebens ward diese Christin
veggerissen; und doch folgte sie strahlenden Blickes dem Ruf in die
gkeit. — Tod, wo ist dein Stachel?

Möchten uns weitre Hefte in derselben Weise glücklichen Auf=
uß geben aus dem so überaus interessanten und noch so wenig
chforschten Gebiete der alten christlichen Kunst. Abgesehen von ihrer
emein kulturhistorischen Bedeutung sind ja solche Denkmäler wie das
behandelte auch für die besondre Geschichte des Christentums von
ßter Wichtigkeit, insofern sie mehr als die litterarischen Monumente
n Einblick in den eigentlich volkstümlichen Vorstellungsgehalt ihrer
gewähren. H Vollmer

(Das Mönchtum, seine Ideale und seine Geschichte) Ein Vortrag,
Adolf Harnack vor fünfzehn Jahren gehalten und in erweiterter
talt veröffentlicht hatte, ist in vierter verbesserter Auflage (Gießen,
er, 62 S., 1,40 Mk.) erschienen. Denjenigen unsrer Leser, die mit
Aufsatz noch nicht bekannt sind, können wir seine Lektüre nur drin=
anraten; sie werden Genuß und Belehrung in Fülle davontragen.
großen Fragen, die beim Blick auf die erhabne Erscheinung des
nchtums sich aufthun, werden in einer kurzen Einleitung spannend
ulirt: warum das Mönchtum mit den katholischen Kirchen notwen=
verknüpft ist, wie es trotz seiner Einförmigkeit eine Geschichte haben
, und zwar eine innere voll gewaltiger Veränderungen, wie das
nchtum sowohl ein Kulturförderer ersten Ranges wie absolut kultur=
dlich sein, wie es das Individuum befreien und zu edler Selbstän=
eit erheben und zugleich in dumpfer Oede und sklavischer Abhängig=
knechten konnte — nur aus einem geschichtlichen Ueberblick wird sich
Antwort gewinnen lassen. Diese giebt denn Harnack in zwei Teilen,
10—35 über die Entstehung des Mönchtums und seine Entwicklung
er griechisch=katholischen Kirche, wo es seit dem neunten Jahrhundert
Petrefakt geworden ist, S. 35—62 über das abendländische Mönch=
mit seinen mannigfaltigen Erscheinungsformen von Benedikt an
Bernhard von Clairvaux und die großen Stifter der Bettelorden
zu Ignatius, durch den das Mönchtum, freilich ein auf sich selbst
ichtendes, über die Weltkirche des Abendlandes den Sieg errungen
Aus der Thatsache, daß in beiden Hälften der katholischen Christen=
das Mönchtum trotz scheinbaren Sieges keinen wirklichen Erfolg
nden hat, daß hier wie dort seine ursprünglichen Ziele in ihr Gegen=
umgeschlagen sind, schließt Harnack S. 62, daß die Geschichte ein
res Lebensideal über das mönchische gestellt hat, das evangelische,
ach „der Mensch die Nachfolge Christi beginnt, der in seinem
ruf und Stand durch Glauben und dienende Liebe mitarbeitet
Reiche Gottes.“ Harnacks historisches Feingefühl, seine hohe Kunst,
ße geschichtliche Entwicklungsgänge klar zu überschauen, in ihrem
ankeninhalt und ihrer bleibenden Bedeutung darzulegen und den
r durch die Kraft und Wärme seiner Sprache, durch den Reichtum
dargebotnen Gesichtspunkte zur innern Anteilnahme zu zwingen,
en in dieser „Jugendarbeit,“ wo kein gelehrter Apparat, keine
mische Auseinandersetzung mit fremden Ansichten den Fluß der Dar=
ung stört, bereits verheißungsvoll hervor: möchte sie fortfahren, die
fach noch fehlende billige Beurteilung des Mönchtums, seiner Licht=
alt neben seiner Unhaltbarkeit unter den Evangelischen zu ver=
ten. Jülicher

(Die heilige Elisabeth) Von A. F. C. Vilmar. Gütersloh,
5. 56 S. Geb. 1 Mk.

Eine Skizze aus dem Leben des dreizehnten Jahrhunderts, die
berühmte Marburger Litteraturhistoriker 1842 in Hengstenbergs
ngelischer Kirchenzeitung anonym veröffentlicht hatte, wird durch
en Neudruck der Vergessenheit entrissen, wie D. C. A. Wilkens im
worte bemerkt, gewiß vielen zu Dank, wenn sie sich für die heilige
abeth und zugleich für den „großen Theologen“ interessiren, der
hessischen Lieblingsheiligen hier einen Denkstein gesetzt. Die be=
nten Vorzüge der Erzählungsweise Vilmars, der hier einen ihm
raus sympathischen Stoff behandelt, wird man sämtlich in dem Büch=
wiederfinden; er schöpft aus den Quellen, er redet in volkstüm=
m Ton, er weiß das Charakteristische herauszufinden und zum Ver=
dnis seiner Helden und ihres Zeitalters zu verwerten, eingestreute
aktische, stets giltige Winke“, wie z. B. S. 21 bei der Verehelichung
abeths „diesen heiligen Bund, in den so wenige mit rechtem geist=
en Sinne sich zu schicken wissen,“ oder S. 49 das Bekenntnis, „daß
her ausgesprochene gute Wille eben erst recht zur Erkenntnis der

eignen Sünde und Ohnmacht führt,“ mögen manchen unentbehrlich dünken. So wird man das Buch vielleicht mit dankbarer Rührung lesen.

Ich darf aber nicht verhehlen, daß ich in dem Vorwort, das in begreiflichem Enthusiasmus Vilmars Darstellung mustergiltig für eine gesund=kritische, evangelische Behandlung echter, mittelalterlicher Heiligenleben nennt, nicht ohne Befremden den Hinweis darauf vermisse, daß dieselbe dem heutigen Stande der Forschung nicht mehr entfernt entspricht. Vilmar wollte im Gegensatz zu dem Romantiker Montalembert, „der mit Absicht und Bewußtsein unkritisch ist,“ nicht die von der Sage aufgeschmückte Heilige, sondern die wahre Elisabeth schildern, wie sie war. Ob das geschehen, mag der Leser beurteilen nach dem Schlußsatze: „sie lag da in verklärter Schönheit: kein Leichengeruch ging von ihr aus, und so blieb sie unverändert bis zum vierten Tage, wo sie in der Kapelle ihres Hospitals beigesetzt wurde!“ Daß Vilmar das Vergängliche und Irrige an der Frömmigkeit Elisabeths nicht ganz übergeht, wollen wir nicht leugnen, aber es scheint uns weder gesund=kritisch noch evangelisch zu sein, wenn das entweder verschwiegen oder ohne Mißbilligung berichtet wird, daß Elisabeth selbst die Beulen der Aussätzigen küßte, daß sie einst ein altes Weib, das trotz ihrer Mahnung nicht zur Beichte ging, mit Ruten peitschte, daß sie stolz darauf war, die Liebe zu ihren Kindern ganz verloren zu haben. Vieles andre konnte 1842 noch als beglaubigt gelten, was nach gründlicherer Quellenscheidung zur Legende gehört; daß wir dem Mönche Dietrich (von Apolda, 1289) „das einfachste und treueste Bild von Elisabeths Leben verdanken,“ dürfte 1895 nicht mehr gelehrt werden. Man vergleiche nur „Die heilige Elisabeth“ von K. Wenck in Sybels Historischer Zeitschrift N. F. XXXIII, 209—244 mit dem Bilde Vilmars, um zu erkennen, wie viel „phantastischen Sagenaufputz“ u. s. w. trotz Wilkens Vilmar stehen gelassen hat. Wer die kritischen Untersuchungen nicht mit ansehen mag, würde z. B. bei Kahnis: Die heilige Elisabeth (Gotha, 1868) und bei Karl Sell: Aus Religions= und Kirchengeschichte ganz Aehnliches wie bei Vilmar finden, sodaß die Veröffentlichung dieser Studie eigentlich nur als ein Denkstein für Vilmar gerechtfertigt ist. Jülicher

(Zum Gedächtnis des großen Krieges) Bei der Kriegserinnerungsfeier der Berliner Universität am 19. Juli 1895 hielt Heinrich von Treitschke die Festrede, die unter dem Titel: Zum Gedächtnis des großen Krieges bei S. Hirzel in Leipzig erschienen ist (31 S. 60 Pfge.) Von dieser Rede sind inzwischen 10000 Exemplare abgesetzt worden; wir wünschen, daß sie in hunderttausenden verbreitet und überall gelesen würde. Ueber die Dutzendware patriotisch=schriftstellerischer Erzeugnisse hebt sie sich weit empor als ein geradezu klassisches Stück. Sie ist ausgezeichnet durch meisterhafte Beherrschung des Stoffes, formvollendete Darstellung, ernstes, sittliches Urteil und eine gewaltige Kraft. Wer der großen Vergangenheit sich von Herzen freuen und in der Gegenwart neuen, heiligen Mut gewinnen will, der lese diese Rede. Sie wird ihn stählen und erheben. Hier ist das Große wirklich verstanden und gedeutet in großem Sinne. W B

Verschiedenes

(Balfour und Huxley) Als am Anfange dieses Jahres das mit Neugierde erwarteie Buch des gelehrten Staatsmannes in England seine Kreise zog, da dachte mancher beim Lesen der Kritik des Naturalismus: Was wird Professor Huxley dazu sagen? Denn es war vorauszusehen, daß der streitbare Gelehrte Balfours Angriff nicht ohne Abwehr lassen würde. Im Märzheft des Nineteenth Century erschien denn auch der erste Teil einer scharfen Kritik des vielbesprochnen Buches aus Huxleys Feder. Aber das Aprilheft brachte den versprochnen Schluß nicht: die Influenza hatte den Kritiker aufs Lager geworfen. Da ist denn Balfours Werk für den greisen Gelehrten verhängnisvoll geworden. Das Buch ließ ihm keine Ruhe. Trotz ärztlichen Verbotes hat er mit der ihm eignen Rastlosigkeit an der Beendigung des Artikels weitergearbeitet. Die damit verbundne Ueberanstrengung hat, so sagt man, die tötliche Wendung in seiner Krankheit herbeigeführt. So hat Balfours Buch eine tragische Verknüpfung mit des großen Agnostikers Tode gefunden. (Vgl. unsre Artikel über Balfours Buchs in Nr. 33—35 und 37 d. J.) P J

(Aus Baden. Zum Fall von St. Roman) Ueber den Fall von St. Roman, oder wie ihn die Zentrumspresse nach ihrer Auffassung nennt, „den Fall Rombach,“ haben wir den Lesern dieses Blattes in Nr. 33 eine Schilderung gegeben. Die damals zum Schlusse ausgesprochene Hoffnung, daß sich der so hart und energisch angegriffene badische Oberschulrat in Kürze zur Sache äußern und richtig stellen werde, was richtig zu stellen sei, hat sich bis heute nach acht Wochen nicht erfüllt. Der badische Oberschulrat schweigt sich noch immer aus; seine frühere Angabe, daß zur Zeit sein juristischer Berater im Urlaub abwesend sei, ist nun doch wohl hinfällig geworden, und es ist beinahe unerfindlich, wie er wegen eines Falles, dessen Darlegung in der ganzen deutschen Presse Beachtung und Aufsehen erregt hat, sein Ansehen und die Autorität seiner Beschlüsse in solcher Weise bloßstellen kann. Der Zentrumspresse, die merkwürdigerweise an der durch Rechtsanwalt Rombach gegebnen Darstellung der Vorgänge auch nicht das Geringste zu bemängeln wußte, kommt dieses Stillschweigen natürlich sehr gelegen. Dasselbe ist aber auch bei dem Vertreter des Falles von St. Roman, bei Rechtsanwalt Rombach der Fall. Er braucht es zu einer neuen und wenn möglich noch schärfren Kritik über das Benehmen der Behörde und versichert zugleich, daß er, nicht um irgend welcher partei=politischen Interessen willen, sondern lediglich zu Ehren der Wahrheit

und Gerechtigkeit sich nicht eher beruhigen werde, als bis dem unter allen Umständen schwer beleidigten Lehrer sein volles Recht geworden sei. Und indem er die Vorgänge von St. Roman aufs neue erörtert, zugleich das Gebahren der Zentrumspresse als ein durchaus unwürdiges kennzeichnend, für das man nur noch ein Pfui! haben könne, ergiebt sich ihm aus der nochmaligen Durchsicht der Akten, die ihm der ultramontane Badische Beobachter zu einem so schweren Verbrechen angerechnet hat, die merkwürdige und anscheinend ganz richtige Thatsache, daß die Beschlüsse des badischen Oberschulrats in Sachen des Kaplans Hasenfuß gegen Lehrer Kunz offenbar nicht von dem Kollegium dieser Behörde, sondern nur von einzelnen Mitgliedern gefaßt und bekannt gegeben wurden, sodaß man dadurch wohl oder übel zu der Ansicht gezwungen wird, daß die Oberschulbehörde als solche nicht den Mut habe, in Sachen von so gewichtiger Bedeutung die Verantwortung für einen Entschluß zu übernehmen. Rombach baut indessen der von ihm angegriffnen Behörde in diesem Punkte selbst eine Rückzugsbrücke, indem er die Vermutung ausspricht, daß hier vielleicht Vorgänge zu konstatiren seien, von denen die Behörde selbst bisher keine Ahnung gehabt habe, und daß es vielleicht im eignen Interesse des Oberschulrats sei, die Sache von diesem Standpunkt aus zur Sprache zu bringen. Die ganze Angelegenheit liegt bis heute so: man mag wohl manche berechtigte Klage auch gegen den Lehrer haben, berechtigt ist weder das Benehmen des Pfarrers Hasenfuß, noch auch die Art des Vorgehens der Behörde. Hierüber ist sich die öffentliche Meinung, soweit sie nicht unter ultramontanem Einfluß steht, vollständig klar. Das Schweigen des Oberschulrats aber und seine offenbare Weigerung, das Unrecht, das dem Lehrer widerfahren ist, gut zu machen, muß nicht allein Staunen erregen, sondern auch die Frage nahelegen, ob sich die Behörde denn gar nicht auf die Konsequenzen eines solchen Verhaltens zu besinnen vermag, oder ob sie sich nicht stark und unabhängig genug fühlt, ihr eignes Urteil gegen das von Leuten vom Schlage des Kaplans Hasenfuß in die Wagschale zu werfen. Gerade in unsrer Lehrerwelt herrscht eine starke Erregung und auch eine gewiß nicht ganz unberechtigte Verbitterung wegen des Falles von St. Roman. Wenn man sich auf die sogenannte Strafverfolgung des Kaplans berufen will, so ist hierzu zu bemerken, daß er aus St. Roman, einem der ödesten und verlassensten Flecken hoch oben im badischen Schwarzwald, nach der herrlichen Seegegend versetzt wurde, und daß deswegen von einer Strafe wohl nur dann die Rede sein könnte, wenn das Umgekehrte der Fall gewesen wäre! Es ist ja natürlich, daß angesichts der bevorstehenden Landtagswahlen im Badischen der Fall noch nach allen Seiten hin von den verschiednen Parteien ausgebeutet werden wird. Das ist indessen dann eine Sache der Politik; für uns hat er ein moralisches und konfessionelles Interesse. Und mögen die Erörterungen über ihn auch endigen, wie sie wollen, zu fürchten bleibt immer, daß die badische Oberschulbehörde in ihrem Ansehen dabei geschädigt wird. Wir erwähnen dabei nur noch die Thatsache, daß bereits ein andrer diesem ähnlicher Fall, der sich in Baden in letzter Zeit ereignet haben und mit ähnlichen Maßregeln gegen den betreffenden Lehrer zu Gunsten des Geistlichen erledigt worden sein soll, in der Presse erörtert wurde. Es macht uns indessen, was hierüber in die Zeitungen gekommen ist, den Eindruck einer zu oberflächlichen und einseitigen Darstellung, als daß ihr unbedingt Glauben geschenkt werden könnte.

(Römische Marienblüten) Der Erzbischof von Sorrento hat vor der italienischen Nationalfeier des 20. September einen Hirtenbrief an die Pfarrer seiner Diözese gerichtet, in dem er daran erinnert, daß am Sonntag den 22. September das Fest der Schmerzen Marias gefeiert werde. Die Ursachen ihrer Schmerzen waren die Sünden, die ihren geliebten Sohn in den Tod brachten. Nun heißt es weiter wörtlich in jenem Briefe: „Maria hatte nur die Ehre Gottes im Auge, sowie die Rettung (salvezza) der Welt, und aus diesem Grunde wollte sie von ganzem Herzen (di tutto cuore) den Tod ihres Sohnes. Wenn — so lehren die Heiligen — die Henker gefehlt hätten, um das sühnende Opfer für die Gott angethanen Beleidigungen zu vollenden, so hätte sie selbst diesen Tod besorgt, der für das Heil der Welt notwendig war."

Der Erzbischof beruft sich für diesen Gedanken auf die „Heiligen." Vielleicht thut uns einer unsrer gelehrten Freunde den Dienst, Auskunft zu geben, wer unter den „Heiligen" dergleichen geäußert hat?

Zu den Sündern, die die Frucht des Todes ihres Sohnes und die Schmerzen der Mutter vergeblich machen (rendono vano), gehören jenem Briefe nach alle die, die den 20. September mitfeiern. Wörtlich heißt es: „Die Unglückseligen feiern das, was Gott beleidigt, was die Kirche Christi in Trauer versetzt und den Stellvertreter Christi beleidigt." Weiter lesen wir: „Wiederholt sah man Maria in Thränen, wie sie über die Sünden des Volkes weinte, wiederholt sah man sie in ihren Bildern Thränen vergießen über die Sünden des Volkes."

Tr

(Zur Bibelkenntnis in der Presse) Der Reichsbote berichtet am 12. September über die Gustav-Adolfs-Feier in Hannover und läßt dabei im Gottesdienst in der Gartenkirche den Chor den Lobgesang der Elisabeth „Meine Seele erhebt den Herrn" singen! Ein Reichsbotenberichterstatter, der nicht einmal über das Magnificat sichern Bescheid weiß! Wenn das geschieht am grünen Holze — — — G K

(Eine Verhöhnung christlicher Glaubensstärke) wie sie in unsrer Tagespresse jetzt selten zu finden ist, läßt sich die Frankfurter Zeitung in Nr. 268 zu Schulden kommen. Ihr Sydneyer Korrespondent berichtet aus Anlaß der beklagenswerten Niedermetzelung der Missionsmitglieder von Kutscheng in China, daß das „heroische" (er selbst setzt dies Wort in Anführungsstriche) Verhalten der in Melbourne lebenden

Mutter der Geschwister Saunders viel bemerkt werde. Und er ist [...]stande, darüber mit folgenden Worten Näheres mitzuteilen: „Die [...] Dame hat nämlich hoch und teuer versichert, sie würde, hätte sie [...] andre Töchter, auch diese unverweilt nach China schicken. Die Aeußer[...] der Witwe Saunders in allen Ehren, aber Mutterliebe spri[...] nicht gerade aus derselben."

Quittung

Für Brotterode: 10 Mk. von Wz in Oranienburg; 3 Mk. [...] „Unbekannt" in Enkirch; 11,10 Mk. von der Privatschule in Mensla[...] 3 Mk. von Gr in Menslage; 6 Mk. von Fn in Mutterhausen; 2 [...] von On in Hoheneggelsen; 16 Mk. durch Rg aus der Gemeinde Lauen[...] 20 Mk. von P B in Miodasko b. Bythin; 4 Mk. von O K in Quak[...]brück; 3 Mk. von P A in Fürstenau; 20 Mk. von „Unbekannt" [...] Gütergotz.

Für die Pfarrerstochter und Lehrerswitwe in Kaschau in Unga[rn] 20 Mk. von N N, Jugenheim; 10 Mk. von H K, Vilsen; je 3 Mk. [...] N N, Saarburg und R F, Gotha.

Herzlichen Dank! D [...]

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 40 der „Chronik der Christlichen We[lt]

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

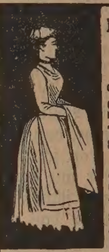
Der Gnade Gottes verdanken die heute nachts 3/4 1 Uhr erfolgte, glückliche Geburt eines gesunden, kräftigen Töchterchens
Gemünden (Westerwald), 20. September 1895
Karl Kranz, Pfarrer,
und **Frau Dorothee**, geb. **Fähndrich**

Cand. theol. (cum lic. c.) sucht für sofort oder später geeignete Beschäftigung, event. auch im Lehrfach, wobei einige Zeit zur Examenvorbereitung. Gehaltsansprüche gering. Anfragen erbeten unter **E L** nach Kehrberg bei Dannenwalde, Ost-Prignitz.

Cand. theol. sucht Stellung als **Hauslehrer** in einem christlichen Hause. Gefällige Offert. unter **G M** besorgt die Expedition d. Blattes.

Gute Pension und freundliche Fürsorge finden Damen, die für ihren Beruf oder ihr Studium in Frankfurt a. M. leben wollen, zu mäßigem Preise bei christlicher Familie. Nähere Auskunft erteilt gütigst Herr Pfarrer **Rade**, Frankfurt, Barfüßergasse 1.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph
in **Giessen** **Nr. 162.**



Die **Freude de[r] Hausfrau!**
Ich versende als Specialität meine
Schl. Gebirgshalbleinen
74 cm breit für 13 M.,
80 cm breit für 14 M.,
meine
Schl. Gebirgsreinleinen
76 cm breit für 16 M.,
82 cm breit für 17 M.,
das Schock 33⅓ Meter
bis zu den feinst. Qual.
Spec. Musterbuch von sämmtlich. Leinen-Artikeln, wie Bettzüchen, Inlette, Drell, Hand- u. Taschentücher, Tischtüch., Satin, Wallis, Piqué-Barchend etc etc. franco.
J. GRUBER, Ober-Glogau i. Schl.

Die Hilfe

Zu beziehen für 50 Pfge. vierteljährlich durch Agenten, die von [der] Expedition: Frankfurt a. M., Obermainstraße 2, noch überall gesu[cht] werden, oder durch die Post, Postzeitungs-Nr. 3175, für 1 Mk. viert[el]jährlich. Probenummern kostenlos.

Nr. 40: Glückskinder — Wochenschau — Die neue Begründu[ng] und dauernde Erhaltung des Bauernstandes und des gesamten lan[d]wirtschaftlichen Berufsstandes auf Grundlage des deutschen Rechts. [...] — Normalarbeitstag — Der Christ im öffentlichen Leben — [...] Goldfeder — Allerlei: Die Rede des Abgeordneten Auer; Mutter u[nd] Sohn — Büchertisch — Anzeigen

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1450. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 39: Die 48. Hauptversammlung des evangelisch[en] Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Hannover — Deutsc[he] Evangelische Landeskirchen: Ueber die Folgen der landeskir[ch]lichen Versammlung; Zu der Ernennung des Konsistorialrats D. Goe[...] zum Professor der Theologie in Bonn — Verschiedenes: Vermisc[hte] Nachrichten — Personalien — Zur Beachtung!

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von C. F. Amelangs Verlag in Leipzig und eine Beilage von Wilh. Rudolph, Pianoversandtgeschäft in Gieß[en]

Der Postauflage liegt eine dritte Beilage bei: von C. A. Lodde, Versandtbuchhandlung in Bergedorf bei Hamburg